

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreißigster Band.

---

Berlin.  
Verlag der Zukunft.

1900.

100000



3973



# Inhalt.

<p>Anleiheforgen . . . . . 353</p> <p>Antike Humanität . . . . . 145</p> <p>Arbeiterbewegungen f. Geschichte.</p> <p>Krona, Dr. Leo f. Notizbuch 450.</p> <p>Banfabrikschlüsse . . . . . 448</p> <p>Barbarische Kulturformen . . . . . 63</p> <p>Beginn, der, des nächsten Jahr- hundert . . . . . 425</p> <p>Berlin und Teheran . . . . . 300</p> <p>Bismarck u. d. plattdeutsche Sprache 573</p> <p>Bismarcks Vorfahren . . . . . 81</p> <p>Bodenreformer f. Notizbuch 451.</p> <p>Britanniens Demüthigung . . . . . 97</p> <p>Bruder Jonathan . . . . . 267</p> <p>Burenheer f. Was.</p> <p>Burenpolitik . . . . . 382</p> <p>Carrus Navalis . . . . . 273</p> <p>Chamberlain und der englische Imperialismus . . . . . 55</p> <p>Dreibund, der neue . . . . . 233</p> <p>Düsterbied f. Inquisition.</p> <p>Endlich! . . . . . 126</p> <p>Englische Krankheit. . . . . 409</p> <p>Erinnerung, eine, an Karl bu Prel 223</p> <p>Ferien, in den . . . . . 295</p> <p>Fleischschau . . . . . 538 f. a. Notizbuch 495.</p> <p>Flotte f. Notizbuch 93, 142, 304, 360, f. a. Carrus navalis.</p> <p>Gebichte, drei . . . . . 380</p> <p>Selbpolitik . . . . . 1</p> <p>Gemeinde-Sozialismus f. Notizbuch 451.</p> <p>Generallandtag, ein österreichischer 326 376</p>	<p>Geschichte, eine, der Arbeiter- bewegungen . . . . . 587</p> <p>Giebes nicht . . . . . 389</p> <p>Handlungsgehilfen f. Notiz- buch.</p> <p>Heinze f. Lex.</p> <p>Heliotropismus . . . . . 342</p> <p>Heise, Paul . . . . . 424, 432</p> <p>Himmel, umwölfter . . . . . 229</p> <p>Humanität f. Antike.</p> <p>Hütten und Börsen . . . . . 394</p> <p>Jahrhundertouvertüre . . . . . 90</p> <p>Jau . . . . . 308</p> <p>Jdylle . . . . . 216</p> <p>Im Hause Rolléres . . . . . 499</p> <p>Inquisitio haereticoe pravitate 332</p> <p>Inquisitoren, Märtyrer und Düsterbied . . . . . 134</p> <p>Justizchronik . . . . . 486</p> <p>Kaisertafel . . . . . 232</p> <p>Kammerherren f. Notizbuch 497.</p> <p>Kanada f. Reiseftizzen.</p> <p>Kapitalistenforgen . . . . . 186</p> <p>Kindheitstagen, aus den, der Nebizin . . . . . 37</p> <p>Kohlenarbeiterausstand, der . . . . . 419 f. a. Notizbuch 269.</p> <p>Krieg, der . . . . . 291</p> <p>Kulturformen f. Barbarische.</p> <p>Deat-Patriotismus . . . . . 569</p> <p>Deutenoth, die, auf dem Lande . 583</p> <p>Lex Heinze 457, 514 f. a. Notiz- buch 271. f. a. Biel Bärm.</p> <p>Singg, Hermann . . . . . 170</p> <p>Syrifer, der, unserer Lage 110, 156</p> <p>Tafia, die . . . . . 45</p>
--	--

Wagen f. Robe.	
Wann, der und die Robe . . .	173
Webigin, f. Kindheitstage.	
Wode f. Mann.	
Wode und Wagen . . . . .	549
Nachwächter, der, von Richten- berg . . . . .	477
Neupreußen . . . . .	49
Niezhes Krankheit . . . . .	9
Nordamerika, in . . . . .	282, 465
Norddeutsche allgemeine Weisheit	570
Noth, die, der Handlungsgehilfen	292
Notizbuch 93, 141, 190, 269, 304, 356, 450, 495, 593.	
Oesterreichischer Generallandtag . f. Generallandtag.	
Pflanzen, Haben die, Nerven? .	256
Plakatausstellung f. Notizbuch	364
Politik, die, der Deutschen in . . Oesterreich . . . . .	209
Prel, Karl du f. Erinnerung.	
Prinz Heinrich f. Notizbuch	356.
Prospektbefreiungen . . . . .	138
Prügel . . . . .	369
Rebellion . . . . .	71
Reiseflügen aus Kanada . . . . .	28
Réjane, Frau f. Notizbuch	95.
Rhein-Elbe-Kanal, der . . . . .	178
Rheinbaben, Freiherr von f. Notizbuch	450.
Ruf, ein, nach Gerechtigkeit . . .	206
Schluck und Jau f. Jau.	
Schweizerpille, eine . . . . .	546
Seele, die Schöne . . . . .	247
Seidler, Amtsgerichtsrath f. Notizbuch	94.
Selbstanzeigen 87, 129, 225, 264, 391, 489.	
Serenissimus und die Piesl . . . .	443
Smith, Mary und Wendstern . . .	298
Sozialdemokratie f. Notizbuch	144.
Staatsministerium, preussische f. Notizbuch	141.
Tausendjährige Reich, das . . . .	398
Théâtre Français f. Im Hause.	
Theobice, eine positivistische . . .	526
Tommy Atkins, Yankeeolbat und Bur . . . . .	240
Transvaal . . . . .	193
Transvaalkrieges, während des . .	374
Tse-Ti . . . . .	321
Viel Värm um nichts . . . . .	505
Vor fünftausend Jahren . . . . .	198
Waarenhaussteuergesetz f. Notiz- buch	454.
Wahrheit und Liebe . . . . .	263
Was uns das Burenheer lehrt . . .	481
Weisheit, die, des Johannis . . . .	492
Wenn wir Toten erwachen . . . .	553
Wirtschaft, preussische . . . . .	41
Wirtschaftsentwicklung, deutsche .	339
Wolf, Hugo . . . . .	124



Berlin, den 6. Januar 1900.

## Geldpolitik.

Kressin, am ersten Januar 1900.

Freundwilliger Herr Vetter,

Von hier, wo ich den Festtheil meines Urlaubes verleve, sende Dir, zugleich in Adolfs und Rinettes Namen, die mit Recht so geschätzten Wünsche zum neuen Jahr. Meinestwegen auch Jahrhundert. Warum nicht, wenns den Verbündeten Regirungen Spaß macht? Der Rebbach war in diesem Jahr famos, also günstiger Augenblick für Bilanz und gute Stimmung für Decharge. Immer los, ehe es böje kommt; und daß es sehr böje kommt, glaube ich nicht seit vorgestern. Wir leben hier still und bewegt, im Superlativ ländlich; bei üblichen pommerischen Thauwettereinstluth fast insulare Lage. Ueber Mangel an Einfachheit braucht man in dieser Gegend nicht mehr zu jammern; der standard ist furchtbar runtergegangen und für einigermassen vermöhlnte Europäer sind die Tafelfreuden kaum noch genießbar. Den Alten und Befestigten, die, bei Licht besehen, sehr locker sind, geht das Säkulum trübsälig zu Ende und ich kann Dir nicht verdenken, daß geliebte Scholle meidest. Die Leute sind überrannt, gräßlich verärgert, aber im Grunde auch schon resignirt. Werden schließlich, mit Ausnahme der Avancirtesten, sogar für Flotte stimmen; doch wird das hergebrachte Hurra wie Salve klingen, die über Gräber rollt. Die feudale Fassade bröckelt, alter Sohn: nichts mehr zu machen. Was soll man sagen, wenn nun schon ein Puttkamer in die österreichische Industrie hineinheirathet? Auch ein Stück Weltpolitik. Oder Geldpolitik, was ja das Selbe sagen will. Gute Nacht, Preußen! Es mußte so kommen, nach

allem seit 1888 Vorangegangenen; trotzdem thuts Unserem ein Bischof weh. Für uns wars doch schön; und ich sehe bei dem ganzen Händlerimperialismus kein dauerndes Heil. Immerhin brauchten wir uns nicht so ganz unterkriegen zu lassen. Ist doch klar, daß die Verarmenden nicht für alle Ewigkeit über die Bereicherten herrschen können. Mit dem Sieg der Demokratie hats noch gute Wege — in England wars damit ja auch stets Eßig —, aber es sieht jetzt so aus, als sollten wir auf einem modern bespannten Cae-farenwagen ins neue Jahrhundert kutschiren. Auch einverstanden. Nur: etwas gefährliches Vehikel, wie Madame Klio lehrt.

Und was giebt es draußen Neues? Bedenke gütigst, daß der ergebenst Unterfertigte hier so ungefähr wie Robinson sitzt, nichts sieht und nichts hört. Und wenn er wirklich mal was hört, weiß er auch noch nichts damit anzufangen. So gings gestern. Ich erwartete, wie wohl die Meisten, ganz besondere Säcularüberraschungen, fabelhafte Geschichten von ungeheurer Resonanz, und hatte mich in meiner Ungeduld nach Berlin gewandt, um von Leuten an der Spitze früh zu hören. Eine mitleidige Seele depeßhirt mir: „Außer Standeserhöhung Phili und Hagsfeldt bis jetzt nichts in Sicht.“ Ich denke an den londoner Botschafter und bin natürlich starr. Fürst? Es langte ja so schon nie; und ich erinnere mich, daß selbst der alte Bismarck, trotz Bleichroeder und Dotation, klagte, er sei für den principe eigentlich zu arm. Heute morgen nun sagt mir Adolf, es hant le sich um den schlesischen Oberpräsidenten, der Herzog gen orden sei. Läßt sich eher hören, obgleich für Rheinabens Untergebenen ein Bischof viel. . . Sollte er doch am Ende Chlodwig beerben? Mir kanns sarcimentum sein; ich würde sogar Phili schlucken, von dem ich übrigens auch nicht weiß, woher er den fürstlichen Glanz bestreiten will. An Beförderung hats dem Knaben nicht gerade gefehlt. Mit den diplomatischen Examina haperte es, — und nun ist der Zwei- undfünfzigjährige Botschafter und Fürst; Bismarck war vier Jahre älter und hatte Düffel, Königgrätz und Sedan hinter sich, als er gefürstet wurde. Auf obbesagtem Vehikel fährt sichs verdammt schnell.

Bei Wien und London fällt mir ein: Und Eckardstein? Dieses Re-virement hat in meinen Kreisen verblüffend gewirkt. Hausorden: na ja; der junge Herr soll drüben lebhaft in „Verständigung“ gearbeitet und sich Verdienste um das Arrangement der Kaiserreise erworben haben. Aber Botschafter in London! Woraufhin denn? Graf Pückler, der die Stelle bis jetzt hatte, galt als tüchtig, hielt aber streng auf die Grenzen der Verantwortlichkeit und wurde eflig, wenn hinter seinem Rücken von Berlin aus

Galopins Aufträge erteilt wurden, von denen er erst nach der Erledigung erfuhr. Anfangs 99 kamen solche Sachen mehrfach vor. Jetzt wird er nach Wien geschickt und kann, da er sehr musikalisch ist, mit Philli vierhändig spielen. Und den londoner Posten hat Eckardstein. Wenn mich Gedächtniß nicht täuscht, war er sechster Kürassier und gab die Absicht, ein diplomatisches Examen zu machen, nach vergeblichen Versuchen auf. Bei etlichen Missionen herumgewirthschaftet, aber ganz untergeordnet und kein Mensch dachte, er könne Karriere machen, — seit Heirath weniger als je. Der riesig reiche Maple ist sein Schwiegervater. Du weißt doch: der Möbelfabrikant, den die Queen wegen seiner Millionen zum Sir machte und der beim leyten Lord-Mayors-Banket so für Deutschland als Ketter aus der Roth ins Zeug ging. Die Heirath machte damals mächtiges Aufsehen. Die britische Aristokratie ist bekanntlich nicht sehr geneigt, Eindringlingen auch noch die Thür zu öffnen; die Leute haben Geld genug und die großen Inzerate des pfißigen Möbelmannes machten ihnen erst recht keinen Appetit. Plötzlich hatte er einen deutschen Freiherrn als Eidam. *Le coup de foudre!* Passirt manchmal bei Millionärinnen. Bis hierher ist die Sache privat; jetzt wird's amtlich. Eckardstein, den man allgemein für unmöglich hielt, ist erster Sekretär der Botschaft und damit Vorgesetzter seines bisherigen Vorgesetzten, des Hayfeldt junior, Botschafterjohnes, vielleicht gar designirter Nachfolger des Vaters! Ueberlege Dir mal die Situation... Der Botschafter ist ein schwerkranker Mann, der seit Monaten nicht mehr das Haus verläßt, überhaupt längst kaum noch in Gesellschaft geht. Die bekannten Kalamitäten verboten ja Repräsentation größten Stils; der Knüppel liegt eben beim Hunde und es ist zu bewundern, daß diese Passiva den — was ich Dir nicht zu sagen brauchte — enorm geschickten Fuchs nicht hinderten, eine höchst aktive Rolle zu spielen. Heute ist er aber ganz auf die Informationen angewiesen, die ihm seine Beamten zutragen. Er kommt nicht heraus, mußte nach Windsor zu S. M. ja förmlich geschleppt werden. Und sein erster Beamter, der ihn ständig zu vertreten hat, ist Gatte einer Engländerin und ohne jede diplomatische Schulung besseren Kalibers. Bei den Festen der Botschaft wird, da Hayfeldt von seiner Frau getrennt lebt, künftig die Freifrau von Eckardstein die Honneurs machen, — *née Maple!* Doch kann es nun ja hergehen, das Vermögen ist da; aber ich begreife nicht, wie man auch hier den bismärckischen Grundsatz opfern konnte, wonach Diplomaten, die Ausländerinnen geheirathet hatten, nie in der Heimath ihrer Frauen verwendet werden durften. Schien mir Gebot der Vernunft und Vorsicht: die Vertreter des Reiches nicht der Gefahr

auszusetzen, daß sie in Folge ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen unbewußt für fremde Interessen eingefangen werden. Nicht Jeder ist stark und selbständig genug, um die Dinge anders sehen zu können, als seine liebe Frau oder der Schwiegervater mit dem großen Portemonnaie sie ihm darstellt; und für den Durchschnitt der Schwachen muß man sich doch einrichten. Ist dieses Prinzip auch schon zum alten Eisen geworfen? Mir ist Bülow ein Räthsel. Er läßt alle Augenblicke outsiders einschleichen und scheint in Personalfragen vollkommen renonce zu sein. Mit diesem System, das Radowicz in Madrid schwören läßt und dem Skalden die schwierigsten Sachen überträgt, kriegen wir schließlich ein Corps von Krüppeln und Dilettanten. Darüber, daß London jetzt unsere weitaus wichtigste Bottschaft ist, kann es wohl keinen Zweifel geben. Da muß es nächstens zum Klappen kommen.

Was sagt man dort denn zu Alledem? Was sagt man überhaupt? Kinder, ich verdimme hier sichtlich, ertappe mich auf viel zu häufigem Staunen und Ihr laßt mich mitleidlos schmachten. Da war neulich die Geschichte mit dem deutsch-englischen Geheimvertrag. Erst staunte ich über die grobe, eine empfindliche Stelle verrathende Abfuhr, die dem Lokalanzeiger angethan wurde; der schöne Gleichmuth ruhiger Seelen war nicht zu merken. Dann, als offiziös Allerlei über den Vertrag transpirirte, staunte ich erst recht. Im Grunde wurde das eben Abgestrittene ja bestätigt. Was liegt daran, ob über Asien auch schon Vereinbarungen getroffen sind? Oder gar, ob Rußland sich als nicht interessiert bezeichnet hat? Rußland ist diplomatisch heute nicht vorhanden, kann aber, sobald es ihm beliebt, Atout ansagen und seine Karten aufdecken. Auf den Leim kriecht Dein Ergebenster nicht. Hauptsache ist: England Delagoabai, wir Mozambique bis zum Sambesi. Das wird zugegeben; und zwischen den Zeilen lese ich das Zugeständniß, daß wir in Südafrika Chamberlains Kreise nicht stören wollen. Also Freundschaft mit Albion, Waffenbrüderschaft, Waterloo, Royal Dragoons und so weiter. Schön. Wo aber soll denn eigentlich für uns die berühmte Welt vertheilt werden? So, daß was Ordentliches rauspringt? Löset mir, Graf Derindur, diesen Zwiespalt der Natur! Und bei dieser Gelegenheit gleich noch einige andere. Es vertheuert das Porto nicht und hilft mir aus der Aera des Stumpfsinnes.

Die lieblichsten Glückwünsche belohnen praenumerando

Eurer Excellenz Mühe.

Truly

Dein alter

Dietrich.



Berlin, am dritten Januar 1900.

Monsieur mon cousin,

nicht verdimmt — beiseibe! — kommst Du mir vor, aber leise verkleinstädtert. Es geht Dir wie den guten Provinzialen, die fern von Berlin ihre Zeitung verschlingen und sich sehnsüchtig ausmalen, was Alles da wohl geschehen mag. Die merkwürdigsten Dinge in Politik, Gesellschaft, Kunst und Umgegend. Im Grunde geschieht gar nichts, was der Rede werth wäre. Wenigstens nichts Neues von der sensationellen Art, wie man sich draussen vorstellt. Die Karre geht eben weiter. Einstweilen ganz gut. Wie lange? Das wissen die Götter. Ein Sterblicher darf nicht zu neugierig sein. Du, mein Junge, gehörst zu den Unzufriedenen und deshalb Ungebuldigen. Ich nicht; habe längst abgebaut und lasse es an mich kommen.

Doch ich darf Deine rittergütliche Langeweile nicht mit allgemeinen Sentenzen abpeisen und will gehorsam nach der Schnur antworten. Gib nur gefälligst mir nicht die Schuld, wenn meine Auskünste Dich nicht befriedigen. Dir zu Liebe würde ich mich auf meine alten Tage gern bemühen, das noch beträchtlich ältere Preußen zu retten. Aber erstens fehlt mir jede Möglichkeit und zweitens will es, wie mir scheint, auf eine Dir gefällige Weise gar nicht gerettet sein. Wir Befestigten sind nämlich nicht Preußen; und weil wir vor die Binsen gehen — was mir persönlich aus sehr durchsichtigen Gründen unerwünscht wäre —, braucht noch nicht der große Trauerchoral geblasen zu werden. Du redest von Rebbach. Ja: warum haben wir nicht die fetten Geschäfte gemacht und unsere Provinzen mit Gold gedüngt? Es ist aus; Du kannst mir's glauben: ganz aus. Die Leute hier und im Westen haben zu klugig verdient. Ihr macht Euch davon keinen rechten Begriff, seid auch gegen Industrie und Kaufmannschaft von Haus aus zu animos. Ich sehe nicht ein, weshalb die neuen Herren sich nicht ihrer Haut wehren sollen. Sie haben sich vorzüglich gepaukt, darüber giebt's keinen Streit; und alles Schreien und alle Jeremiaden werden uns nun nicht mehr helfen.

Also: Jahrhundertfeier ganz programmgemäß verlaufen und gute Wirkung, namentlich bei den Liberalen, die erfreut, daß die adeligen Offiziere von 1806 rund preisgegeben. Wenn durchaus getadelt sein soll, gestehe ich Dir, daß ich von dem Schlusssatz der Proklamation nicht entzückt bin, wonach Armee Fels ist, auf dem Vaterland ruht. „Nicht Ross' noch Reifige“ war mir lieber. Ich sah mal eine französische Karikatur von 1792, wo Ludwig der Sechzehnte mit Egalité Piquet spielte; die Unterschrift ließ den armen König sagen: Je perds la partie parcequ'il a les piques et que j'ai

écarté tous les coeurs. Aus diesen alten pariser Geschichten ist immer zu lernen. Sonst Alles in Ordnung und geschickt inszenirt. Die Standeserhöhungen sind ziemlich spurlos vorübergegangen; solche Sachen haben sich in den lezten Jahren zu sehr gehäuft, um jedesmal wieder aufregen zu können. Natürlich giebt es noch Naive, die Kanzlerrathen spielen. Aber Du wirst mir nicht zumuthen, daß ich mich zu einer Beschäftigung hergebe, die mir ungefähr so ernsthaft scheint wie das Bleigießen in der Neujahrnacht. An Phili glaube ich übrigens heute nicht mehr als früher; und zwar nicht nur, weil ihm für die Wilhelmstraße die Moneten fehlen. Seit das Gehalt des Nominellen verdoppelt ist, ließe sich zur Noth machen. Ich toyire den lyrischen Eulenburg aber gar nicht auf solche Ambition. Die eigentlich regirende Familie ist schlau und läßt sich nicht gern im Dugend verbrauchen. Kingmaker ist unter Umständen besser als king. So lange Phili ein stets in leuchtender Bewunderung auf die richtige Stelle geheftetes Auge hat, ist er geborgen. Im Dienst, ganz nah, wäre mit Staldenelstase nicht auszukommen. Mir macht es Spaß, daß er den viel erheblicheren Botho und den Obermarschall auf dem Wärdenweg überholt hat, und meinen Segen soll er haben, wenn er eines Tages doch hier noch antanzt. Auch über die Vorrückung der Altersgrenze für Fürsten schauffüre ich mich nicht. Das überlasse ich den Standesgenossen. Wir Beide werdens doch nie.

Der Eckardsteinhandel ist auch hier natürlich heftig beredet worden, hat mich aber nicht sonderlich aufgeregt. Alles, was Du sagst, ist richtig und aufs Jota zu unterschreiben. Nur haben die Dinge sich überlebt. Was macht denn die günstige Diplomatie noch? Kleintram. Die großen Sachen besorgen die großen Kapitalisten, ohne die kein Hinz und kein Kunz auskommen kann. Das ist, da die Leute praktisch sind, flair haben und ihre Haut zu Markte tragen, kein Unglück und müßte, wenn es eins wäre, eben hingenommen werden wie irgend ein anderes Zeichen der Zeit. So lange die Günstigen in ihren Pfründen bleiben, ist ihre Hauptaufgabe, mit Takt und Grozie Geld auszugeben; haben sie keins, dann müssen sie reiche Mädchen fischen. Wie sollten sie heute, bei dem gesteigerten Luxus, sonst neben der Gentry bestehen? Du wunderst Dich, daß Bülow nicht sein Veto eingelegt hat; es vetot sich jetzt auch gerade bei uns! Außerdem war er selbst mit einer italienischen Frau Botschafter in Rom und meint jedenfalls, daß er trotzdem — oder gerade deshalb — seine Sache sehr gut gemacht hat. Glaubst Du etwa im Ernst, daß es bei dem londoner Geschäft auf diplomatische Examina und patriotische Hochgefühle ankommt? Business is business, mein Theuerster. Du lebst noch in

den Tagen Palmerstons und Castlereaghs, wo man die Dinge subtil anfassen und fein decheln mußte. Heute siehts auch da anders aus. Salisbury ist ziemlich soust und wird nur noch manchmal von Hicks-Beach auf den Fuß getreten, Balfour zöge sich am Liebsten in seine sanfte Neomythik zurück und Chamberlain ist ein rüder Geschäftsmann aus dem letzten Boot. Daß er einmal auf die alte Weise Politik zu treiben versuchte, hat sich bitter gerächt: die Kapitalisten, nicht die Jammerarmee, mußte er gegen die Buren mobil machen. Wer jenseits des Kanals was leisten will, muß mit der großen Finanz Fühlung haben; und Sir Möbel Maple wird schon wissen, auf welchen Wegen ein Goldener Esel am Besten vorwärtskommt. Die eine Konzession kann ich Dir aber machen: die Eckardsteinsache liegt wirklich fatal und das Gewisser hat uns bereits Schaden gebracht. Diese Affairen vertragen keinen Lärm. Und wenn wir uns nicht entschließen, den ganzen Betrieb einzustellen und von Fall zu Fall einen gestiebt Finanzonkel hinzuschicken, dann müssen wir wenigstens die besten Leute auf Deck zu bringen suchen. Ein Trost, daß anderswo nicht viel herrlicher. Wo sind denn noch Diplomaten? Die Russen haben ein paar brauchbare Kerle; aber Murawiew selbst, zweiter Klasse mit Eichenlaub, sind die Hände gebunden und Soluchowski begnügt sich mit Presseruhm und kleinen Balkanscherzen.

Unter sothanan Umständen kann ich die Wichtigkeit des Delagoavertrages nicht allzu hoch anschlagen. „Nichts von Verträgen!“ sagt, glaube ich, die Pucelle; oder 'ne andere erfahrene Jungfrau. Auch überlebt, wie alles Reinpolitische alten Stils. Daß es durchsickerte, bleibt freilich merkwürdig. Da wir den Typus des Geheimrathes, der vor Weihnachten für etliche graue Scheine Herz und Puls der Presse öffnet, hoffentlich noch nicht haben, ist anzunehmen, daß die Sensation offiziels beabsichtigt war. Der Tric, erst zu thun, als habe man blutwenig erreicht, und dann mit etwas günstigeren Bedingungen aufzumarschiren, ist nicht neu: vide Samoa. Publikus fällt immer wieder darauf rein. Vielleicht sollte die Sache auch einfach unmöglich gemacht werden. An „Strömungen“ fehlt es hier bekanntlich nie und der Kampf der Ressorts ist ärger als je. Der Militärmanu nennt den Marinier den „Apotheker“; und wenn Niquel neulich nicht im letzten Moment nachgegeben hätte, wäre es wegen einer personalen Ressortfrage zu einer richtigen Kriß gekommen. Der preußische Kollege hatte sein Portefeuille schon gemüthvoll zur Verfügung gestellt. Wirthschaft, Horatio! An diese Konstellation müssen wir uns nachgerade gewöhnt haben. Zeit genug hatten wir.

Wenn ich Dir rathen darf, Carissimo: gönne Deinem Köpfcgen

Schonzeit. Wir fressen uns durch, so oder so. Glück muß ein junger Mensch und ein junges Reich haben; wir hattens und könnens noch eine hübsche Weile behalten. Du sprichst recht schönöde von Geldpolitik. Pourquoi pas? Die Tage der Ideologie sind vorbei und Alles kommt, wie es kommen mußte. Für den Händlerimperialismus, dessen Konsequenzen uns jetzt England vorführt, habe auch ich nicht übertrieben viel übrig und ich lächle fidel, wenn ich hier die Empörung wegen Südafrika aufflammen sehe, da wirs nächstens doch ganz eben so machen werden. Wie die Dinge sich aber entwickelt haben, blieb nichts Anderes übrig. Die Bahnen verständiger Bodenpolitik wurden zu früh verlassen; nun ist's zu spät und Du ahnst nicht, wie vollkommen die Industrielleute jetzt das Heft in Händen haben. Natürlich: sie haben das Geld und die Erfolge, die heutzutage politisch allein noch werthvoll sind. Jetzt brauchen wir Raum auf der Erde. Ob mit den Briten, ob gegen sie, ist Frage der Opportunität; vor Allem müssen wir mitreden dürfen und uns zu diesem Zweck das taugliche Werkzeug schaffen. Schiffe, mein Sohn: andere Hunde werden hier nicht gepöccht und alles Uebrige wird billig gegeben. Wo wir, bei der schon jetzt in der Armee argen Unzufriedenheit, die Lieutenants und Unteroffiziere herkriegeln sollen, wenn sich überall bessere Arbeitgelegenheiten bieten, nescio. Ueberhaupt wird's ja das alte Preußen höllisch umtremeln. Aber was soll man machen? In Bereitschaft sein ist Alles. Und ich habe zu unseren Leuten das Vertrauen, daß sie in Schönheit zu sterben wissen werden, wie die adeligen Thermidoropfer. Die guten alten Formen sind noch da, ewig kann keine Klasse von Raders jubiliren und Bismarck hatte so Recht: Nach Neune ist Alles aus!

Gewiß handelt sichs um Geld. Schöne Sache, die man aber haben muß. Du hast doch einen Jungen. Soll er beim Kommiß acht Jahre lang auf den Oberlieutenant warten und, halb grau, mit zerrütteten Nerven, Hauptmann werden? Raus mit dem Bengel in die weite Welt, wo er mit Dreißig vielleicht so viel hat wie bei uns ein Kommandirender! Jrgend ein Neuer hat gut gesagt, Kinderland verdiene mehr Opfer und Liebe als Vaterland.

Grüße mir Deine Wirthsleute, die Dir den Kopf nicht vollheulen sollen. Und wenn die Grillen kommen: Rothspohn ist bei dieser gottverdamnten Witterung noch immer das Sicherste. Altpreußen oder greater Germany: wenns Einem nur wohl um den Magen ist!

Werde munter und modern wie

Dein getreuer

Bernhard.



## Die Krankheit Friedrichs Nietzsche.

Im Laufe des letzten Jahres fand ich in verschiedenen Zeitschriften Artikel über die Krankheit meines Bruders. Ich will es jedem zartfühlenden Leser überlassen, darüber zu urtheilen, ob es schädlich ist, über den Krankheitszustand eines Lebenden allerhand Phantasien zu veröffentlichen. Ich muß aber feststellen, daß Alle, die meinem Bruder in irgend einer Weise nahe stehen, diese Artikel als eine Beleidigung nicht nur ihrer Freundschaft, sondern der Wahrheit an sich empfinden; sie meinen, wenn Jemand durchaus allem Zartgefühl ins Gesicht schlagen wolle, so dürfte man doch wenigstens verlangen, daß, ehe er schreibt, er sich genau nach den näheren Umständen erkundigt und sich gründlich mit Dem bekannt macht, was bereits an kompetenter Stelle gesagt worden ist. Wenn ein Arzt, ohne den Kranken persönlich zu kennen, ohne ihn untersucht und ohne seine Krankheitsgeschichte genau studirt zu haben, sich erlaubt, eine Diagnose zu stellen, so wird er von jedem wissenschaftlich gebildeten Menschen Charlatan genannt. Auch ich erlaube mir, diesen Ausdruck allen Denen gegenüber zu gebrauchen, die Vermuthungen über die Krankheit meines Bruders aufstellen, ohne auch nur die geringste Kenntniß von der Person meines Bruders in gesunden oder kranken Tagen zu haben.\*)

Um nun allen diesen Mythenbildungen ein Ende zu bereiten, bin ich gebeten worden, die Geschichte der Krankheit meines Bruders von Anfang bis Ende zu erzählen und sie in einer kurzen Darstellung, wie sie in den Rahmen einer Zeitschrift paßt, zusammenzufassen. Ich muß einiges Bekannte dabei wiederholen, um ein Gesamtbild geben zu können, denn darauf kommt es jetzt allein an. Gerade dadurch, daß in dem zweiten Theil der Biographie nur ein Stück: der Anfang seiner Krankheitsgeschichte, zu finden ist, haben sich ungeduldige Leser veranlaßt gefühlt, voreilige Schlüsse hinzuzufügen.

Mein Bruder war von Geburt an ein außerordentlich kräftiges Kind mit einer bräuneten, gesunden Hautfarbe und blühenden Wangen. Er behauptete stets, er habe während seiner ganzen Kinderzeit wie ein richtiger Bauernjunge ausgesehen: rund, braun und rothhäutig. Hätte er nicht so wunderbar schöne große Augen und ein so formvolles Benehmen gehabt, so würde vielleicht kein Mensch in ihm das hoch begabte, merkwürdige Kind geahnt haben. Ich muß noch hinzufügen, daß das reiche blonde Haar, das ihm leicht und malerisch auf die Schultern fiel, den robusten Eindruck der Erscheinung etwas milderte. Er war durch und durch gesund, denn wir stammen von väterlicher und mütterlicher Seite aus kerngesunden Familien,

\*) Ich nehme die Aeußerungen des Herrn Dr. Sandberg in der „Zukunft“ vom 6. 6. 99 aus, da er meinen Bruder persönlich kennt.

wie ich in der Biographie ausführlich dargelegt habe. Unsere Mutter war von einer geradezu merkwürdigen körperlichen Anmuth, Kraft und Frische und auch unser Vater ist ein kerngesunder Mann gewesen, was durch seinen frühen Tod und das letzte Krankheitsjahr etwas in Vergessenheit gerathen zu sein scheint. In Folge seiner Kurzsichtigkeit stürzte er sieben steinerne Stufen rücklings in den gepflasterten Hof hinunter und starb elf Monate darauf an dieser Gehirnerschütterung. Mein Bruder war fünf Jahre alt, als unser Vater starb. Dieser frühe und ungewöhnliche Tod hat die Annahme auskommen lassen, unser Vater sei kränklich und mit einem Gehirnleiden behaftet gewesen. Dem Gerücht ist von meiner Mutter und meinem Bruder leider nicht energisch genug widersprochen worden. Aber nach dem Urtheil der gesammten Familienmitglieder, die Zeugen seines Lebens gewesen sind, hat unser Vater bis zu seiner Erkrankung als durchaus gesund gegolten und Jeden durch sein blühendes Aussehen erfreut. Noch leben ein Cousin und eine Cousine, die Das bestätigen können. Dieser Cousin hat mit unserem Vater die Klosterschule Roßleben besucht, ist viel mit ihm zusammengewesen und nur drei Jahre jünger als unser Vater, jest also 83 Jahre alt. Er folgt der guten alten nichtshifischen Familientradition, in geistiger und körperlicher Frische sehr alt zu werden. Ich habe in der Biographie schon so viel von der körperlichen Rüstigkeit unserer Vorfahren geredet, daß ich hier darauf verweisen kann. Ich muß diese Rüstigkeit aber nach jeder Richtung hin betonen, weil es zu einem meiner Glaubenssätze gehört, daß ein großer und starker Geist als Voraussetzung eine Reihe körperlich und geistig gesunder Vorfahren verlangt. Daß deshalb, weil unser Vater an einer Gehirnkrankheit gestorben ist, mein Bruder erblich belastet sein müßte, ist also nach dem Dargestellten ein vollkommener Fehlschluß. Würde man etwa von erblicher Belastung reden, wenn ein Mann an den Folgen eines Beinbruchs stirbt und sein Sohn im späteren Leben ebenfalls einen Beinbruch erleidet?

Das einzige nicht ganz Normale, was wir vielleicht von unserem Vater geerbt haben könnten, ist die Disposition zu einer großen Kurzsichtigkeit; und diese Disposition wurde durch ein düstere Kinderzimmer, in dem mein Bruder von seinem fünften bis zu seinem zwölften Jahr verweilte, besonders stark entwickelt. Wir waren von frühester Jugend an sehr lern- und lesebegierige Kinder, sogenannte „Bücherwürmer“. Es ist mir noch heute unbegreiflich, wie unsere liebe Mutter, die sehr richtige Grundsätze in Bezug auf Hygiene hatte, uns dieses düstere Zimmer gestatten konnte; aber in jener Zeit herrschte überall eine merkwürdige Unkenntniß der Bedürfnisse des menschlichen Auges. Unsere Mutter erzählte immer, daß sie zu Hause oftmals — zusammen elf Kinder — bei einer Lampe gearbeitet hätten und daß ihr Unterrichtszimmer auch nicht viel heller gewesen sei als das unserige, weil der

Hauslehrer den einen der hellen Fensterplätze ganz allein für sich in Anspruch genommen habe. Auch in Pforta herrschte damals eine überaus kümmerliche Beleuchtung, sowohl der Klassen- als der Arbeitszimmer; mein Bruder erging sich während seines Aufenthaltes dort in lebhaften Vermuthungen darüber, daß auf die Augen der Schüler so wenig Rücksicht genommen würde; zweimal litt er an Uebermüdung der Augen und heftigen Schmerzen. Unsere Mutter nahm ihn dann zu sich nach Hause, wo er sich bald erholte. Sie huldigte im Allgemeinen der Naturheilkunde und Homöopathie; wir bekamen niemals Medizin und alle Erkrankungen, mochten sie sein, welche sie wollten, wurden mit Einpackungen, kalten Uebergießungen und Spazirengehen kurirt. Auch die Kost war sehr vernünftig eingerichtet: viel Gemüse, viel Obst und Mehlspeisen, wenig Fleisch und gar kein Wein oder Bier, was der damals allgemein bei Kindern angewandten Kräftigungsmethode ganz widersprach. Da nun mein Bruder außerdem ein großer Freund von allen Bewegungen im Freien, vom Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen und großen Spazirgängen war, so wuchs er zu einem sehr kräftigen Jüngling empor. Als er die Universität bezog, war er das Abbild eines jener prachtvollen blühenden Jünglinge, wie Stifter sie geschildert hat. Er hatte die selbe Größe wie Goethe, nur war er noch etwas proportionirter gewachsen, da er längere Beine besaß; doch theilte er mit Goethe die Eigenschaft, viel größer auszufehen, als er eigentlich war. Ich erzählte schon in der Biographie, daß, wenn die Freunde Erwin Rhode und er nach der Reitskude, manchmal noch mit der Reitpeitsche in der Hand, strahlend von Gesundheit, körperlicher Amuth und geistiger Ueberlegenheit, ins Kolleg kamen, Beide von den anderen Studenten „wie zwei junge Götter“ förmlich angestaunt worden seien. Und Frau Geheimrätthin Ritschl sagte damals, daß für einen so geistreichen Menschen mein Bruder eigentlich zu gesund aussehe.

Als Kind war er immer etwas ernst gewesen, aber als Jüngling und Mann war er geneigt, die Dinge von einer humoristischen Seite zu nehmen; dabei lag in seinem ganzen Wesen, in Allem, was er that und sprach, eine ungewöhnliche Harmonie; er gehörte zu den wenigen Menschen, die niemals schlechte Laune haben. Alle seine Freunde rühmten das ungewöhnlich Maßvolle seines Benehmens, das warme, herzliche, angenehme Lachen, das aus der Tiefe eines wohlwollenden und liebevollen Gemüthes quoll.

So hatte denn die Natur in ihm, wie in Goethe, ein Wesen geschaffen, das körperlich wie geistig in vollkommenster Harmonie war: der ungewöhnlichen geistigen Begabung entsprach eine außerordentlich kräftige Leiblichkeit.

Meines Bruders erste große und wirklich lebensgefährliche Krankheit war eine Verletzung, die er sich beim Militär zuzog; er war beim Reiten auf den Sattelknopf gestoßen, zwei Brustmuskeln waren zerrissen, und da er

sich einige Tage, bis er endlich in Ohnmacht fiel, die Schmerzen zu verbeißen suchte, so war daraus eine gefährliche Muskelentzündung entstanden, die ihn Monate lang ans Krankenlager fesselte und seiner Dienstleistung ein frühes Ende bereitete. Die zweite Krankheit zog er sich während des Krieges 1870/71 zu. Da er damals schon Ordentlicher Professor an der Universität Basel war, so konnte er als Schweizer nicht Kombattant sein. Aber er brannte vor Begierde, seine Dienste dem Vaterland zu weihen, und so gestattete man ihm, als Krankenpfleger mitzuziehen. Bei einem Verwundetentransport, den er von Metz aus nach Karlsruhe geleitete, übermüdete er sich bei der Pflege von sechs schwer Verwundeten, die ihm anvertraut waren, so, daß er sich schließlich eine Ansteckung an Ruhr und Diphtheritis zuzog, Leiden, von denen die armen Leute neben ihren Verwundungen auch noch geplagt waren. Mein Bruder erkrankte in Erlangen damals auf den Tod (der Geistliche kam schon, um ihn auf seine letzte Stunde vorzubereiten) und es wurde ihm mit so unglaublich scharfen Arzneimitteln bei dieser Krankheit zugesetzt, daß unsere Mutter später bitter zu bemerken pflegte, sie wundere sich nur, daß er nicht an den Mitteln gestorben sei. Aber doch erholte er sich. Die Eindrücke des Schlachtfeldes hatten ihn namenlos erschüttert und es bestätigte sich, was Richard Wagner vorher gesagt hatte, daß seine zart empfindende Seele den Anblick einer so entsetzlichen Wirklichkeit nicht ertragen konnte. Hätte sich nun aber mein Bruder ein Jahr lang von diesen seelischen und körperlichen Strapazen bei vollständigem Nichtsthun erholen können, so würde auch dieser choc von seiner kräftigen Natur sicherlich überwunden worden sein; aber die Kriegseignisse hatten gerade seine besten griechischen Studien unterbrochen und so kehrte er mit der größten Leidenschaft so bald wie möglich zur wissenschaftlichen Arbeit zurück. Auch andere Arbeiten waren durch diese kriegerische Unterbrechung sehr in Rückstand gekommen, Arbeiten, die, wie das Korrekturlesen in kleinster griechischer und lateinischer Schrift an dem Index des Rheinischen Museums, die Augen überaus anstregten. Der nur halb Wiederhergestellte arbeitete nun Tag und Nacht, um Alles nachzuholen, was die Kriegsmonate ihn hatten versäumen lassen, bis er plötzlich wieder erkrankte und jetzt endlich einen Urlaub nahm, um sich zu erholen. Leider begann er von jenem Winter 1871 an, mit allerlei Arzneimitteln an sich selbst herumzukuriren, da er in der Zeit, wo er als Pfleger der Verwundeten ausgebildet wurde, in einige Geheimnisse der Heilkunde eingeweiht worden war. Auch die Aerzte waren in jener Zeit mehr als jetzt geneigt, mit neuen, oft noch nicht genügend erprobten Mitteln Versuche zu machen; — war doch in den sechziger und siebenziger Jahren die Chemie zur Modewissenschaft geworden. Der Mensch wurde als eine Art Retorte betrachtet, in der man durch die verschiedensten Chemikalien die merkwürdigsten Ver-



änderungen hervorzurufen könne. Die Versuche, die sowohl mein Bruder als die Aerzte mit mehreren neuen, recht seltsamen Mitteln unternahmen, um ihn so schnell wie möglich gesund zu machen, ruinirten seinen ehemals guten Magen vollständig. Von da an ward er, weil die regelmäßige Ernährung des Gehirns und der Augenerven durch die schlechte Beschaffenheit seines Magens unterbrochen wurde, die Beute von Kopfschmerzen und Magenindispositionen. Ich sage also nicht, wie Jemand neulich behauptete, daß von dem Gift jener Krankheiten, der Diphtheritis und rothen Ruhr, Etwas in ihm zurückgeblieben sei, sondern ich sage, daß die Arzneimittel, die er seitdem anwandte, seine gesunde Konstitution und seinen guten Magen ruinirt haben und dadurch das Gleichgewicht zwischen der Nahrungszufuhr und dem Verbrauch der Nerven- und Geisteskraft zerstört wurde. Das würde sich nun bei manchem Anderen, der sich nur in geringer Weise geistig beschäftigt, doch mit der Zeit wieder ausgeglichen haben; aber bei einem so eminent geistig thätigen Menschen, der seine Nervenkraft im Uebermaß verbrauchte, mußte Das allmählich von den schlimmsten Folgen sein. Man erzählt sich von Bismarck, daß er öfters gesagt habe: „Wenn man mir so viel Arbeit zumuthet, muß man mir auch gut zu essen und zu trinken geben.“ Das ist ein vollkommen richtiger und gesunder Grundsatz: der Verbrauch der Nervenkraft muß mit der Zufuhr der Nahrung im Einklang stehen. Aber durch den schlechten Magen meines Bruders war eben die gute Verdauung der Nahrungsmittel behindert und unterbrochen. Wäre mein Bruder nicht eine von Grund aus gesunde Natur gewesen, hätte er nicht Jahre lang gewissermaßen von dem aufgespeicherten Schatz seiner Kraft zehren können, so wäre es ganz unmöglich gewesen, daß er uns mit einer solchen Fülle der herrlichsten Werke beschenken konnte.

Das Unglück wollte noch, daß ihm das Büchlein des Italieners Cornaro in die Hände fiel und bei ihm gerade so viel Unheil wie bei anderen Leuten anrichtete, wie er selbst in der „Götterdämmerung“ zum warnenden Beispiel erzählt. Mein Bruder kam erst in den Jahren 1886/87 zu der Ueberzeugung, wie irrtümlich und wie verderblich die Vorschläge jenes Italieners (der eine Art Hungerkünstler war) gewesen sind. Er schreibt in der „Götterdämmerung“:

„Jedermann kennt das Buch des berühmten Cornaro, in dem er seine schmale Diät als Rezept zu einem langen und glücklichen Leben — auch tugendhaften — anrath. Wenige Bücher sind so viel gelesen worden, noch jezt wird es in England jährlich in vielen Tausenden von Exemplaren gedruckt. Ich zweifle nicht daran, daß kaum ein Buch . . . so viel Unheil gestiftet, so viele Leben verkürzt hat wie dies so wohlgemeinte Kuriosum. Grund dafür: die Verwechslung der Folge mit der Ursache. Der biedere

Italiener sah in seiner Diät die Ursache seines langen Lebens, während die Vorbedingung zum langen Leben, die außerordentliche Langsamkeit des Stoffwechsels, der geringe Verbrauch, die Ursache seiner schmalen Diät war. Es stand ihm nicht frei, wenig oder viel zu essen, seine Frugalität war nicht ein 'freier Wille': er wurde krank, wenn er mehr aß. Wer aber kein Karpfen ist, thut nicht nur gut, sondern hat es nöthig, ordentlich zu essen. Ein Gelehrter unserer Tage, mit seinem rapiden Verbrauch an Nervenkraft, würde sich mit dem régime Cornaros zu Grunde richten. *Crede experto.*"

Um es kurz zusammenzufassen: mein Bruder hat im Verhältniß zu seiner eminenten geistigen Thätigkeit viel zu wenig und nicht das Richtige gegessen. Da das Leiden, das ihn quälte, Migräne war, wobei man schon ohnehin nicht geneigt ist, Nahrung zu sich zu nehmen, so hätte er wenigstens die Zeiten zwischen den Migräneanfällen benutzen sollen, um durch stärkeres Essen den Verbrauch der geistigen Nervenkraft etwas auszugleichen; aber wie gesagt, das Büchlein hatte ihm eine ganze Zeit den Irrthum beigebracht, daß ein Minimum von Kost dem Menschen genüge. Um jedem Irrthum vorzubeugen, bemerkte ich sogleich, daß ich nicht etwa behauptete, daß stark geistig arbeitende Menschen starke Esser und Schlemmer sein müßten, sondern, daß die Zufuhr der Nahrung in ganz individueller Weise mit dem Verbrauch der geistigen Kräfte in Einklang gesetzt werden muß. Das sollte gerade die Aufgabe der Aerzte sein, die Diät ganz individuell zu bestimmen, und eine Aufgabe der Frauen, diese Diät in der Kochkunst in vollkommener Weise auszuführen. Ich kann es hier nicht so ausführlich beschreiben, wie mit veränderter Kost, Luft und Klima sich bei meinem Bruder das körperliche Befinden besserte und verschlechterte; immerhin waren mangelhafte Diät und falsches Klima nicht die Hauptveranlassung, daß er nicht wieder zu der Kraft seiner Jünglingsjahre zurückzukehren vermochte. In der Natur meines Bruders war ein Uebelstand zu überwinden, der kaum zu überwinden war: sobald er sich nämlich vollständig gesund fühlte, brach eine so ungeheuer geistige Schaffenskraft hervor, daß er sich unglaublich viel zumuthete und dadurch den guten Zustand seiner Gesundheit immer wieder in Frage stellte. Aber darin war nichts zu ändern; mein Bruder sagte mir einmal scherzhaft: „Mir fällt in einem Tage so viel ein, daß zwei Professoren zwei dicke Bücher davon schreiben könnten.“ Das war im Scherz gesagt, aber im Ernst gemeint, wie seine Niederschriften deutlich beweisen. Nachdem in den Jahren jenes unglücklichen Medizinzens und der geringen Nahrungszufuhr der aufgespeicherte Schatz seiner Kraft zum großen Theil verbraucht worden war, mußte bei jeder großen geistigen Anstrengung ein Mißverhältniß entstehen, was auch immer wieder geschah.

Wie ich schon erwähnte, nannten wir das Leiden meines Bruders,

daß ihm das Leben verbitterte, Migräne. Es waren Tage mit Kopfschmerz und Uebelkeiten, die in guten Zeiten alle drei, vier Wochen wiederkehrten, in schlechten ihn aber eine um die andere Woche, ja fast in jeder Woche heimsuchten. Er trug seine Leiden mit unendlicher Geduld; seine Wirthin in Genua nannte ihn nur: „il santo“. Außerordentlich wohlthuend wirkte klares, sonniges Wetter auf ihn; und alle jene Gegenden, die sich durch barometrischen Hochstand auszeichnen, wurden deshalb von ihm bevorzugt. Es ist bekannt, daß Rizza sowohl als Siss-Maria unverhältnißmäßig mehr als andere Orte schöne, klare Tage haben. Er wählte diese Orte also nicht etwa, weil es berühmte und modische Kurorte waren, wie irgend ein Nietzsche-Ausleger behauptet hat, sondern nur aus klimatischen Rücksichten. Der Einfluß, den feuchte oder trockene Luft, heller oder düsterer Himmel auf die Organe des Menschen ausüben, ist nach der Meinung meines Bruders bisher noch viel zu wenig berücksichtigt worden. Er schreibt darüber: „Jetzt, wo ich die Wirkungen klimatischen und meteorologischen Ursprungs aus langer Uebung an mir als an einem sehr feinen und zuverlässigen Instrumente ablese und bei einer kurzen Reise schon, etwa von Turin nach Mailand, den Wechsel in den Graden der Luftfeuchtigkeit physiologisch bei mir nachrechne, denke ich mit Schrecken an die unheimliche Thatsache, daß mein Leben bis auf die letzten zehn Jahre, die lebensgefährlichen Jahre, sich immer nur in falschen und mir geradezu verbotenen Orten abgespielt hat. Raumburg, Schulpforta, Thüringen überhaupt, Bonn, Leipzig, Basel, — eben so viele Unglücksorte für meine Physiologie . . .“

Nachmal glaubte ich, daß diese Migräneanfalle eine grausame List der Natur seien, um ihn vom Arbeiten abzuhalten, denn während solcher Tage arbeitete er absolut nichts. Aber diese List gelang nur unvollkommen, denn vom Nachdenken über seine schwierigsten Probleme ließ er selbst während dieser Kopfschmerzestage nicht ab. Er beschreibt den Zustand seiner schlimmsten Tage mit den nachfolgenden Worten:

„Mitten in Wintern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirnschmerz sammt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, besaß ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltsblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffiniert, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als Decadence-Symptome betrachte, z. B. im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatiren können. Ein Arzt, der mich länger als

Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: „Nein! an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös.“ Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesamterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat . . .“

Es konnte niemals von den Ärzten genau festgestellt werden, ob die Kopfschmerzen meines Bruders durch ein Augenleiden verursacht oder ob umgekehrt die schwachen Augen nur Folge eines Kopfleidens seien. In den Jahren 1878/79 behandelten zu gleicher Zeit vier Ärzte meinen Bruder; zwei davon behaupteten, daß ein Kopfleiden die Ursache seiner Schmerzen sei, zwei andere schoben das ganze Leiden auf den Zustand seiner überanstrengten Augen. Einer von diesen war der berühmte Professor Graefe in Halle. Er sagte nach der Untersuchung: „Ihre Augen sind ein eben so deutliches wie schlimmes Beispiel, bis zu welchem Grade sich Gelehrte ihre Augen ruiniren können. Ich müßte Ihnen nun eigentlich rathen: Schreiben und lesen Sie mehrere Jahre kein Wort! Aber ich könnte Ihnen eben so gut verbieten, zu athmen.“ Jedensfalls war das Gutachten Professor Graefes die Ursache, daß mein Bruder seine Stellung als Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel aufgab, da gerade das Lesen und Schreiben der griechischen Buchstaben für die Augen besonders schädlich sein soll. Später, als sich der Zustand der Augen besserte, haben wir doch das Leiden meist Migräne genannt.

Es gab auch Ärzte, die die Ursache seiner Kopfschmerzen in einem anderen Grunde suchten: in seiner Keuschheit. Sie rathen ihm dringend, zu heirathen, aber für einen so fein fühlenden Menschen wie meinen Bruder, der die Freundschaft das Beste an der Ehe fand, war Das doch ein peinlicher Grund zu einer Eheschließung. In anderer Form sich den Geschlechtsverkehr zu suchen, war meinem Bruder widerlich, ihm, von dem sein Freund Freiherr von Seydlitz schreibt: „Wo lebt Der, der ihm einen Makel nachweisen könnte? Er war so kristallen, so durchleuchtend wie das Wasser eines Bergbaches; was sag' ich: Bergbäche könnten sich noch bedanken, wären sie so rein: Lauterkeit und Keuschheit haben durch ihn neuen, höher potenzierten Werth erhalten.“ Und sein Freund Peter Gast sagt: „Er empfand in diesen Dingen zarter als das zarteste junge Mädchen.“ Im Uebrigen glaube ich, daß solche vorhin angedeuteten Rathschläge der Ärzte namenloses Elend über die Männerwelt gebracht und manche edle Natur vollkommen herabgewürdigt haben. Es freut mich, daß jetzt durch sehr berühmte Ärzte, Physiologen und Psychologen die Keuschheit wieder zu ihrem Werth gekommen ist und

als eine Kraftquelle des höchsten Geisteslebens anerkannt wird; daß sie nicht jedenfalls mehr zu den ärztlich verbotenen Dingen gehört und dem Individuum die volle persönliche Freiheit auch darin gestattet wird.

Nur in schlimmen Zeiten dauerte der Anfall zwei bis drei Tage, in guten Zeiten währte das Leiden ungefähr achtzehn Stunden. Dann aber erhob er sich frisch und arbeitslustig, entzückt über das wonnige Gefühl, wieder ganz gesund zu sein. Dr. Heinrich von Stein, der meinen Bruder im Sommer 1884 im Engadin besuchte, konnte sich mir gegenüber nicht genug verwundern, welche prachtvoll elastische Natur mein Bruder haben müsse. Er war gerade bei ihm angekommen, als er einen schlimmen Migränetag hatte, so daß er ihm sehr leidend und kümmerlich erschien; und „den anderen Morgen kommt er zu mir“, so erzählte Dr. von Stein, „strahlend von Geist und Kraft, liebenswürdig und übermüthig wie ein Held nach der Schlacht“. Daß mein Bruder gerade aus diesem plötzlichen Wechsel von Krankheit und Gesundheit, den dieses seltsame Leiden der Migräne mit sich bringt, unendlich viel für seine Philosophie gelernt hat, kann man aus vielen Stellen seiner Schriften herauslesen; zum Beispiel schreibt er in „Menschliches, Unmenschliches“: „Wer oft krank ist, hat nicht nur einen viel größeren Genuß am Gesundsein, wegen seines häufigen Gesundwerdens: sondern auch einen höchst geschärften Sinn für Gesundes und Krankhaftes in Werken und Handlungen, eigenen und fremden: so daß zum Beispiel gerade die kränklichen Schriftsteller — und darunter sind leider fast alle großen — in ihren Schriften einen viel sichereren und gleichmäßigeren Ton der Gesundheit zu haben pflegen, weil sie besser als die körperlich Robusten sich auf die Philosophie der seelischen Gesundheit und Genesung und ihre Lehrmeister: Vormittag, Sonnenschein, Wald und Wasserquelle, verstehen.“

Und noch tapferer und übermüthiger schreibt er im fünften Buch der „Fröhlichen Wissenschaft“: „Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen, wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, — wir bedürfen zu einem neuen Zweck auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren, gemüthteren, zäheren, verwegenen, lustigeren, als alle Gesundheit bisher waren. Wessen Seele danach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werthe und Wünschbarkeiten erlebt und alle Küsten dieses idealischen ‚Mittelmeers‘ umschiffen zu haben, wer aus den Abenteuern der eigenen Erfahrung wissen will, wie es einem Eroberer und Entdecker des Ideals zu Muthe ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen, einem Gelehrten, einem Frommen, einem Wahrsager, einem Göttlich-Absentigen alten Stils: der hat dazu zuallererst Eins nöthig, die große Gesundheit — eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie immer wieder preisgibt, preisgeben muß! . . .



Und nun, nachdem wir lange bergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, muthiger vielleicht, als klug ist, und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder, als man es uns erlauben möchte, gefährlich-gesund, immer wieder gesund, — will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch Niemand abgesehen hat, ein Jenseits aller bisherigen Länder und Winkel des Ideals, eine Welt, so überreich an Schönem, Fremdem, Fragwürdigem, Furchtbarem und Göttlichem, daß unsre Neugierde eben so wohl als unser Besitzdurst außer sich gerathen sind — ach, daß wir nunmehr durch nichts mehr zu sättigen sind! . . .“

Man darf also nicht denken, daß mein Bruder seine Leiden nur als Dulder getragen hätte, — nein, im Gegentheil: er kämpfte dagegen als Held und Sieger. Sobald es ihm irgendwie besser ging, blickte er auf das Leiden, als eins der Mittel zur Erkenntniß, wie auf einen Gegner, der ihn die geschickteste Kriegsführung gelehrt hätte und dem er deshalb unendlich viel zu verdanken habe. Ja, er brachte diesem harten Schicksal nicht nur Dank, sondern sogar Liebe entgegen. Er schreibt im Sommer 1888: „Ich habe mich oft gefragt, ob ich den schwersten Jahren meines Lebens nicht tiefer verpflichtet bin als irgend welchem anderen. So wie meine innerste Natur es mich lehrt, ist alles Nothwendige, aus der Höhe gesehen und im Sinne einer großen Oekonomie, auch das Nützliche an sich, — man soll es nicht nur tragen, man soll es lieben . . . Amor fati: das ist meine innerste Natur. Und was mein langes Siechthum angeht: verdanke ich ihm nicht unfäglich viel mehr als meiner Gesundheit? Ich verdanke ihm eine höhere Gesundheit, eine solche, welche stärker wird von Allem, was sie nicht umbringt! Ich verdanke ihm auch meine Philosophie . . . Erst der große Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes, als der Lehrmeister des großen Verdachts, der aus jedem U ein X macht, ein echtes, rechtes X, Das heißt, den vorletzten Buchstaben vor dem letzten . . . Erst der große Schmerz, jener lange, langsame Schmerz, in dem wir gleichsam wie mit grünem Holz verbrannt werden, der sich Zeit nimmt, zwingt uns Philosophen, in unsere letzte Tiefe zu steigen und alles Vertrauen, alles Gutmüthige, Verschleiende, Milde, Mittlere, wohin wir vielleicht vordem unsere Menschlichkeit gesetzt haben, von uns zu thun. Ich zweifelte, ob ein solcher Schmerz ‚verbessert‘: aber ich weiß, daß er uns vertieft . . .“

Zu verschiedenen Zeiten: im Frühjahr 1882, Sommer 1886, Frühling 1888, hielt sich mein Bruder für vollkommen wiederhergestellt, weil ihn da die Anfälle der Migräne fast ganz und gar verlassen hatten. Diese Wiederherstellungen hingen meistens mit einer veränderten Lebensweise zusammen, die aber dann doch nicht dauernd wirkten, weil eben, wie schon erwähnt, mit

jeder Besserung eine enorme Arbeitslust ausbrach. Er hatte sich aber mit der Zeit ein Regime zusammengestellt, das sicherlich zu den allervernünftigsten gehörte: „Die Mittel, mit denen Julius Caesar sich gegen Kränklichkeit und Kopfschmerz vertheidigte: ungeheure Märsche, einfachste Lebensweise, ununterbrochener Aufenthalt im Freien, beständige Strapazen —: das sind, ins Große gerechnet, die Erhaltung- und Schutzmaßregeln überhaupt gegen die extreme Verletzlichkeit jener subtilen und unter höchstem Druck arbeitenden Maschine, welche Genie heißt.“

Ja, es war noch etwas Anderes als jener ungestüme Schaffensdrang, der die dauernde Genesung verhinderte, nämlich die eben erwähnte außerordentliche Verletzlichkeit seiner zarten Seele, die ihm alle Angriffe und seine Vereinsamung so unfählich schmerzhaft machte. Man kann überhaupt sagen, daß es nicht die schwankende Gesundheit war, unter der er in den Jahren von 1882 bis 1888 am Meisten gelitten hat, sondern in viel höherem Grade der Mangel an Verständnis, die böshaften Angriffe und seine Verlassenheit. Er schreibt mir am achtundzwanzigsten Mai 1887: „Auch mir wird Jahr für Jahr schwerer; und die schlimmsten und schmerzhaftesten Zeiten meiner Gesundheit erschienen mir nicht so drückend und hoffnungarm wie meine jetzige Gegenwart. Was ist denn geschehen? Nichts als was nothwendig war — meine Differenz mit allen Menschen, von denen ich bis dahin Vertrauen empfangen hatte, ist ans Licht gekommen: man merkt gegenseitig, daß man sich eigentlich verrednet hat. Der Eine schwankt hierhin ab, der Andere dorthin, Jeder findet seine kleine Heerde und Gemeinschaft, nur gerade der Unabhängigste nicht, der allein übrig bleibt und vielleicht, wie in meinem Fall, gerade schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung taugt.“

Bitterer und ergreifender klingt ein an mich gerichteter Brief vom zehnten Februar 1888 aus Rizza:

„Diesmal muß ich meinem armen Lama einen recht freundlichen und lieblichen Brief schreiben, nachdem ich es das letzte Mal so arg erschreckt habe; aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin dann beinahe die Beute der düstersten Entschliefungen. Reibe ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinuntergeschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur einem guten Erlebnis um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, dank der beinahe Alles, was von außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Unthier antwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist,

und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schändigkeit gegen mich . . . Aber ich will nicht in dieser Tonart fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Thier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem lezten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Thaten hinterdrein zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung?

Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazirengehens gut aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele.“

Man kann diesen Brief nicht ohne heiße Thränen lesen. Diese Sehnsucht nach Liebe, nach Jüngern, die ihn verstehen, nach etwas von Herzen Erfreulichem —: alles Dies fehlte diesem Reichsten der Reichen, der in seiner Armuth sagte:

„Zehn Jahre dahin —,  
kein Tropfen erreichte mich,  
kein feuchter Wind, kein Thau der Liebe . . .“

Zwischen den tief arbeitsamen Zeiten hätten helle, sonnige, fröhliche Wochen kommen müssen, Wochen einer vollständigen geistigen Erholung. Aber ein grausames Geschick hat ihm alles Das, was er gerade als Erholung empfand, nämlich ein Monate langes Zusammensein in schöner, gesunder Gegend mit vertrauten Freunden, in den lezten Jahren vor seiner geistigen Erkrankung entzogen. Alle Freunde, deren Gegenwart ihm hauptsächlich zur Erholung diente, waren inzwischen vom Leben nach ganz anderer Richtung so stark in Anspruch genommen, daß Keiner mehr Zeit hatte, ihm Monate lang seine Gegenwart zu schenken. Dazu führte auch mich das Schicksal 1886 mit meinem Manne nach Südamerika und so breitete sich allmählich um meinen Bruder jene grenzenlose Vereinsamung, jene bittere, ihm so schädliche Verlassenheit aus, unter der er mehr, als irgend Jemand ahnt, gelitten hat. Vielleicht bin ich die Einzige, der er diesen Schmerz in seinem ganzen Umfange gezeigt hat. Die Briefe sind, wie der vorhergehende, oft herzzerreißend, erfüllt von den bittersten Klagen, ja Bortwürfen gegen seine Freunde, gegen meinen Mann, der mich so weit fortgeführt hatte, vor Allem gegen mich selbst „daß wir ihn Alle, Alle verlassen hätten.“ Meine Verheirathung und Ueberfiedelung nach Südamerika empfand er geradezu als eine Kränkung. Er fühlte nicht, daß diese Koloniegründung, dieser tägliche Kampf mit neuen Verhältnissen und Gefahren, doch ganz in seinem Sinne war, er betonte



nur, „daß er nun keinen Heerd mehr habe, wo er sich wärmen könne“. Daß in diesen Vorwürfen gegen uns Alle manche Ungerechtigkeit lag, ist gewiß; mein Bruder vergaß, daß die Jahre zwischen Dreißig und Fünfzig die thätigsten und angestrengtesten in jedem Leben sind, während deren jeder Mensch an seiner Lebensaufgabe zu arbeiten hat und gewöhnlich durch zwingende Verhältnisse gebunden ist. Schließlicb hätte sich mein Bruder nicht einmal etwas aus solchen Leuten gemacht, die unthätig, ohne einen bestimmten Beruf, dahinlebten; hat er doch immer den Beruf eines Menschen als dessen Rückgrat bezeichnet und nur für sehr hochgeartete Geister eine dauernde Ruhe für wünschenswerth gehalten. Aber wie es gekommen sein mag, wie viel Schuld wir uns, seine Nächsten, bezumessen und welche tiefen, quälenden Vorwürfe wir uns zu machen haben —: das Resultat jener Verknüpfung verschiedenartiger Umstände war die trostloseste Vereinsamung des Theuren.

Was war nun natürlicher, als daß er sich in seiner Einsamkeit mit Dem tröstete, was ihm am Meisten Freude machte und die höchste Genugthuung gewährte, nämlich mit dem Ausbauen und Niederschreiben seiner überreichen Gedankenwelt? So gab es keine Pause mehr in dem Verbrauch seiner geistigen Nervenkraft. Wer die geistigen Arbeiten des letzten Jahres vor seiner Erkrankung ansieht, Der hält es für unmöglich, daß ein Mensch das Alles in so kurzer Zeit geschrieben haben kann, nämlich in acht Monaten sechs Schriften: den Fall Wagner, Nießsche contra Wagner, den ersten Theil des Willens zur Macht, Högendämmerung, die Dionysos-Dithyramben und schließlich die autobiographischen Skizzen aus seinem Leben, Ecco homo genannt. Die diesen Schriften zu Grunde liegenden Gedanken sind zum größten Theil nicht in diesem Frühling und Sommer des Jahres 1888 konzipirt, aber jedenfalls ganz neu bearbeitet und alle Niederschriften, selbst die Druckmanuskripte, sind von seiner eigenen Hand niedergeschrieben, was allein für seine Augen eine ungeheuere Arbeitsleistung bedeutet.

Und doch —: auch diese übergroße Arbeitslast und Schaffenslust hätte nicht das Schlimmste, die furchtbare Katastrophe, herbeiführen müssen. Alles, was ich bisher schilderte, war nur die Erklärung für seine durch die heftigen Kopfschmerzen so oft gestörte Gesundheit. Die Ursache aber zu seiner geistigen Erkrankung suche ich ganz allein in dem Gebrauch der Schlafmittel, worüber ich hier einiges Ausführliche sagen muß. Niemals hat mein Bruder Morphium oder Opium eingenommen oder als Einspritzung gebraucht, da er gegen alle Opiate einen starken Widerwillen hatte; aber er besaß eine wirkliche Zuneigung zu dem Schlafmittel Chloralhydrat, und zwar hauptsächlich deshalb, weil es am anderen Morgen keine erschlassende Wirkung ausübte, sondern ihm zu arbeiten gestattete. Er schreibt darüber an mich: „Ich habe eine so ungeheuere Aufgabe vor mir, daß ich keine Stunde verlieren darf und

zu allen Mitteln greifen muß, die mir das Arbeiten erleichtern.“ Er täufchte sich nicht über die Gefährlichkeit dieses Schlafmittels und hatte sogar eine ganz merkwürdige Wirkung konstatiert, die vielleicht ganz individuell war, trotzdem aber Aerzte interessieren wird. Im Winter 1882/83 hat er in Folge von sehr unangenehmen Erlebnissen dieses Schlafmittel zum ersten Mal regelmäßig in größeren Dosen gebraucht und war von der seltsamen Wirkung so unangenehm berührt, daß er es sich mit aller Kraft im Frühjahr 1883 wieder abzugewöhnen suchte. Er behauptete nämlich, daß er unter der Wirkung dieses Mittels Briefe geschrieben, die er hinterher als vollkommen falsch verabscheut habe; das Chloral habe, wenn er es vor dem Schlafengehen genommen habe, am anderen Morgen nach dem Erwachen einen eigenthümlich erregten Zustand hinterlassen, der ihm Menschen und Dinge in einem ganz falschen Lichte zeigte. Gegen Mittag sei dann dieser Zustand verschwunden und es seien ihm „menschenfreundlichere Gefühle“ wiedergekehrt. Als ich ihn einmal besorgt fragte, ob dies Mittel nicht auch auf die Niederschrift seiner Ansichten einwirken könnte, lachte er herzlich und meinte, so schlau wäre er auch, daran zu denken, aber am Nachmittag, wenn die menschenfreundlicheren Gefühle wiedergekehrt seien, prüfe er deshalb immer Das noch einmal, was er am Vormittag niedergeschrieben habe. Uebrigens vermied er dies Mittel, wenn er nur konnte, obgleich der dadurch hervorgerufene Schlaf nach seiner Schilderung außerordentlich angenehm gewesen sein muß, — nicht schwer und dumpf, sondern mit heiteren Träumen durchzogen. In sehr arbeitreichen Zeiten aber, besonders aber nach unangenehmen Erlebnissen, griff er doch danach. Mit dieser zarten Verletzlichkeit seiner Seele auch noch während der dunklen schlaflosen Nacht alle Leiden und Vernachlässigungen doppelt zu fühlen, war zu schwer. So schreibt er gegen Ende des Jahres 1884 von einem unangenehmen Vorkommniß: „Es hat mich sehr peinlich berührt! Leider bin ich dadurch wieder erkrankt und nehme das alte Mittel, — und dann hasse ich alle Menschen, die ich jemals kennen lernte, unsäglich, mich eingerechnet. Ich schlafe gut, aber es folgt darauf ‚Menschenhaß und Reue‘ und ich bin doch sonst der Mensch der wohlwollendsten Gesinnung.“ Uebrigens bin ich sicher, daß er sich das Chloral doch allmählich abgewöhnt hätte, wenn ihn die Aerzte damals nicht wiederholt versichert hätten, daß das Mittel unschädlich sei. Mein Bruder hat aber schließlich seine Gefahren selbst herausgefunden. z. B. daß es unter verschiedenen Umständen ganz verschieden wirkt. So soll es für starke Esser und Alkoholisten ein verhältnißmäßig harmloses Mittel sein, aber auf meinen Bruder, der, wenn er sich auch später darin verändert hat, immer noch als ein schwacher Esser zu bezeichnen war und fast nie Wein und Bier trank, mußte es die allerschädlichste Wirkung üben.

Ich will hier die letzten Erlebnisse vor der Katastrophe, so schwer mir

gerade Das wird, etwas ausführlicher erzählen. Nach dem unglaublich arbeitreichen Frühling und Sommer 1888 ging mein Bruder im Herbst wieder nach Turin, das ihm vom Frühjahr her in der schönsten Erinnerung geblieben war. Im Engadin hatte er ungewöhnlich schlechtes Wetter gehabt, und da Dies immer ungünstig auf seine Gesundheit wirkte, er aber so viele Arbeiten fertigstellen wollte, schrieb er mir, daß er mit ganz leichten Dosen seines Schlafmittels von Neuem begonnen habe, fügte aber hinzu, daß er durch eine sehr vernünftige Diät und kräftige Nahrung das Gleichgewicht gegen das Schlafmittel aufrecht erhalte. Nach den übergroßen geistigen Anstrengungen des Tages war nichts nöthiger als Schlaf; und doch war sein Geist abends nicht müde, wenn er sich von früh sechs Uhr an bis in die Nacht hinein mit Problemen beschäftigte, die seinem Herzen am Nächsten standen. In Turin fühlte er sich außerordentlich glücklich; er schrieb selbst, daß er etwas erregt sei, aber es erschien mehr als die frohe Erregung eines Soldaten, der eine ungeheure Arbeitlast bewältigt hat und nun glücklich ist, daß die geistigen und körperlichen Kräfte so gut ausgehalten haben. Er schrieb mir Anfang Oktober einen ganz begeisterten Bericht von Turin und fährt dann fort:

„Ich schreibe in diesem goldenen Herbst, dem schönsten, den ich je erlebte, einen Rückblick auf mein Leben, nur für mich selbst, Niemand soll es lesen mit Ausnahme eines gewissen guten Lamas, wenn es übers Meer kommt, den Bruder zu besuchen“; und die ersten Kapitel des „Ecco homo“ tragen auch einen rührenden, verklärten Charakter, ganz der Stimmung der nachfolgenden kurzen Einleitung entsprechend:

„An diesem vollkommenen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrab ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwerthung aller Werthe, die Lieder Zarathustras, die Götterdämmerung, mein Versuch, mit dem Hammer zu philosophiren — Alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahres! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? Und so erzähle ich mir mein Leben.“

In diese glückliche Herbststimmung hinein fielen zwei Angriffe gegen meinen Bruder: der eine von überraschender Taktlosigkeit, der zweite aber von einer Bosheit, wie man sie eigentlich für unmöglich halten sollte. Ich will sie nur andeuten; in der Biographie wird man das Ausführlichere darüber finden. Der erste Fall betraf seinen eigenen Verleger: Herr E. W. Frißch in Leipzig hatte gestattet, daß in seinem Musikblatt ein Angriff gegen meinen Bruder veröffentlicht wurde, der niedrige Insinuationen und

Unwahrheiten enthielt; also der eigene Verleger hatte nicht einmal so viel Achtung vor einem Autor seines Verlages, um ihm diesen Angriff zu ersparen! Mein Bruder fühlte sich auf das Tiefste gekränkt und in der Ferne so machtlos und ungeschützt einem Angriff gegenüber, der sozusagen aus dem eigenen Lager kam. Der andere Angriff ging von antisemitischer Seite aus: In einigen anonymen Schreiben wurde auf wahrhaft raffinierte Weise meinem Bruder der Glaube beizubringen gesucht, als ob mein Mann von Südamerika einen gegen den Zarathustra gerichteten Artikel geschickt hätte und als ob dieser nun mit seiner und sogar mit meiner Billigung in einem antisemitischen Blatt zum Abdruck gelangen solle. Der anonyme Briefschreiber wollte sich für einige judenfreundliche und antisemitenfeindliche Bemerkungen meines Bruders rächen; und um dem Einsamsien der Einsamen zu zeigen, daß er selbst die Wenigen verloren habe, die seinem Herzen nah standen, schrieb er ihm diese boshaften Erfindungen. Mein Bruder fühlte sich tödlich verletzt. Mit keinem Menschen konnte er sich in seiner Verlassenheit aussprechen; und diese Angriffe müssen sich wiederholt haben —: schließlich brachen sie ihm das Herz. Erst nach dem Tode meines Mannes (fünf Monate nach der Erkrankung meines Bruders traf mich auch dieses Unglück!) fand ich in seinen Papieren einen mir vorenthaltenen Brief meines Bruders, in dem er von diesen empörenden Angriffen spricht und in den leidenschaftlichsten Ausbrüchen des Schmerzes meinen Mann anklagt, ihm seinen treuesten angeborenen Jünger, seine Schwester, entwendet und verdorben zu haben. Er richtet die bittersten Anklagen gegen meinen Mann und fährt dann fort: „Ich nehme Schlafmittel über Schlafmittel, um den Schmerz zu betäuben, und kann doch nicht schlafen. Heute will ich so viel nehmen, daß ich den Verstand verliere . . .“ Wer auch der anonyme Briefschreiber gewesen sein mag (vielleicht war er sich der Tragweite seiner Handlungen nicht bewußt): er muß sich jetzt sagen, daß er das edelste Herz gebrochen hat.

Da mein Bruder so vollkommen allein in Turin war und sich seine damaligen Wirthshöleute nur noch oberflächlich jener Vorgänge erinnern, so ist Vieles nicht mehr genau festzustellen. Der Brief an meinen Mann war ohne Datum, wie viele aus jener Zeit; das Wenige, was noch bestimmt gesagt werden kann, knüpft sich an seine sonstigen Briefe und Aufzeichnungen, die aber schon vielfach in den Entschlüssen unbeständig und verworren erscheinen. Er schreibt z. B. im Oktober an Herrn E. G. Naumann mit aller Energie, daß, obgleich die „Götterdämmerung“ bereits gedruckt vorlag, vor Ostern 1889 keine neue Schrift von ihm erscheinen sollte. Plötzlich aber, am sechsten November, schreibt er, daß das „Ecco homo“, seine Lebensgeschichte, die er, wie schon erwähnt, nur für sich selbst und höchstens noch für mich niederschreiben wollte, sogleich gedruckt und zu vielen Tausenden in mehreren Sprachen ver-

öffentlich werden solle. In dem an mich gerichteten Brief vom Anfang Oktober hatte er sich dagegen mit starken Ausdrücken gegen jede Veröffentlichung verwahrt, was durchaus begrifflich ist, da das ganze „Ecco homo“ den allerintimsten Charakter trägt. Die erste Hälfte, die im Oktober geschrieben zu sein scheint, ist noch ganz von dem glücklichen Geist jener goldenen Herbsttage erfüllt; aber später kommt ein gereizter und seltsamer Ton hinein, der sich zuletzt bis zum Krankhaften steigert. Immerhin ist in dem „Ecco homo“ nicht ein einziger persönlicher Angriff. Die Gereiztheit zeigt sich hauptsächlich in den feindsüchtigsten Ausfällen gegen Deutschland, die Deutschen und den Antisemitismus. Dazu tritt, gewissermaßen als Vertheidigung gegen die Vernachlässigung und Anfeindungen, der Ausdruck einer krankhaften Selbstverherrlichung auf, der dem früheren Geschmack meines Bruders vollkommen widerspricht. Das „Ecco homo“ ist eine Reihe autobiographischer Skizzen, die auch sämmtlich in der Lebensbeschreibung meines Bruders und in einem Band autobiographischer Aphorismen von mir veröffentlicht werden sollen, abgesehen von solchen Stellen, denen meines Bruders gesunder Geschmack die Veröffentlichung versagt haben würde. Später wird das „Ecco homo“ genau so, wie es ist, ohne ein fehlendes Wort, für die vertrauten Freunde des Nietzsche-Archivs als Manuscript gedruckt werden.

An welchem Tag nun äußerlich die Störung seines Geistes ausgebrochen sein mag, kann nicht mehr genau festgestellt werden; jedenfalls war es in den letzten Tagen des Monats Dezember 1888. Plötzlich ist er bei einem Ausgang in der Nähe seiner Wohnung niedergestürzt, ohne daß er sich selbst wieder zu erheben vermochte. Sein Hauswirth findet ihn und führt ihn mit großer Mühe nach seiner Wohnung hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem lethargischen Zustand erwachte, zeigten sich deutlich die Spuren geistiger Erregung und Verwirrung: er sprach laut mit sich selbst, sang und spielte ungewöhnlich viel und laut, verlor den Begriff für den Werth des Geldes (bezahlte Kleinigkeiten mit zwanzig Franken und mehr) und beschrieb einige Blätter mit seltsamen Phantasien, in denen sich die Sage des Dionysos-Zagreus mit der Leidensgeschichte der Evangelien und den ihm nächststehenden Persönlichkeiten der Gegenwart vermischten: der von seinen Feinden zerrissene Gott wandelt neu erstanden an den Ufern des Po und sieht nun Alles, was er jemals geliebt hat, seine Ideale, die Ideale der Gegenwart überhaupt, weit unter sich. Seine Freunde und Nächsten sind ihm zu Feinden geworden, die ihn zerrissen haben. Diese Blätter wenden sich gegen Richard Wagner, Schopenhauer, Bismarck, seine nächsten Freunde: Professor Overbeck, Peter Gast, Frau Cosima, meinen Mann, meine Mutter und mich. Während dieser Zeit unterzeichnete er alle

Briefe mit „Dionysos“ oder „Der Gekreuzigte.“ Auch in diesen Aufzeichnungen sind noch Stellen von hinreichender Schönheit, aber im Ganzen charakterisiren sie sich als krankhafter Fieberwahn, der von den Psychiatern als Größen- und Verfolgungswahn bezeichnet wird. In den ersten Jahren nach meines Bruders Erkrankung, als wir noch die falsche Hoffnung hegten, daß er wieder gesund werden könnte, sind diese Blätter zum größten Theil vernichtet worden. Es würde das liebevolle Herz und den guten Geschmack meines Bruders auf das Tiefste verletzt haben, wenn ihm solche Niederschriften späterhin zu Gesicht gekommen wären. In Nummer zweihundertfünfundzwanzig der Frankfurter Zeitung verwendet nun Herr Professor May Seiling den Inhalt einer solchen Niederschrift (er bezeichnet sie fälschlich als ein Ergänzungsblatt zum „Ecco homo“) zu einem gegen meinen Bruder gerichteten Angriff. Sicherlich wußte der genannte Herr nicht, daß dies erwähnte Blatt nur durch böswillige Erfindung zu einer Aeußerung meines Bruders aus gesunden Tagen gestempelt werden konnte. Ich bin überzeugt: wenn Herr Professor Seiling geahnt hätte, daß es die Niederschrift eines Schwerkranken war, so würde er sie niemals zu seinem Angriff benutzt, sondern eine solche Unzartheit und Taktlosigkeit verabscheut haben.

Einige dieser von meinem Bruder mit „Dionysos“ oder „Der Gekreuzigte“ unterschriebenen Briefe beunruhigten Herrn Professor Doerbeck in Basel auf das Aeußerste und veranlaßten ihn, in der ersten Woche des Januars 1889 nach Turin zu reisen. Der Ausbruch der geistigen Krankheit wurde bei dem Theuren konstatiert und der Freund nahm ihn mit nach Basel in eine Anstalt. Die Zeit der Erregungen und der Wahndorstellungen (Weides, wie ich glaube, nur durch den übermäßigen Genuß der Schlafmittel hervorgerufen) hat ungefähr ein Jahr gedauert, während sich mein Bruder in Basel und Jena in einer Anstalt aufhielt. Zu meinem tiefsten Schmerz scheint außer mir, die, ohne rechtzeitig eingreifen zu können, im fernen Paraguay weilte, Niemand gewußt zu haben, welche verderbliche Wirkung unter Umständen dieses Mittel auf meinen Bruder auszuüben vermochte und daß vielleicht dem ganzen Leiden eine Chloralvergiftung zu Grunde lag. Ob es damals noch möglich gewesen wäre, dieser Vergiftung entgegen zu wirken, oder ob es schon zu spät war, vermag ich nicht zu entscheiden. Seit meines Bruders Ueberfiedelung nach Raumburg zu unserer lieben Mutter im Jahre 1890 sind die Wahndorstellungen ganz verschwunden. Er konnte sich nur auf Vieles nicht mehr besinnen, alles Schwere und Unangenehme aus seinem Leben war ihm entschwunden und nur die frohen und freundlichen Erinnerungen waren zurückgeblieben. Die Krankheit ist eine vollständige geistige Lähmung, die nach mehreren Schlaganfällen nun auch zu einer körperlichen geworden ist. Dazwischen hat es aber auch hie und da Zeiten gegeben, vorzüglich in

den letzten Jahren, seit er in dem schön und hoch gelegenen einsamen Hause in Weimar wohnt, wo ich von der seligsten Hoffnung erfüllt war, er könnte doch wieder ganz gesund werden; aber stets folgte solchen auffälligen Besserungen einer jener eben erwähnten Schlaganfälle, so daß ich mich jetzt in das unabänderliche, grausame Schicksal ergeben habe.

Die Aerzte nennen seine Krankheit eine atypische Form der Paralyse. In der That ist das Krankheitsbild ganz ungewöhnlich: während sonst solche armen Kranken einen sehr traurigen Anblick gewähren, hat mein Bruder selbst in seiner Hilflosigkeit sein vornehmes, gütiges Wesen und einen edlen Gesichtsausdruck bewahrt. Einige Aerzte erklären dieses sehr seltene Krankheitsbild dadurch, daß meines Bruders Natur so durch und durch vornehm und vergeistigt gewesen sei, daß selbst jetzt, wo der Wille fehlt und er nicht mehr nach bestimmten Absichten handeln kann, Das doch in seiner ganzen Art und Weise keinen Unterschied mache. Er vermag auch immer noch, auf eine ruhrende Weise seine Freude zu zeigen, vorzüglich an der Musik\*), der schönen Aussicht, die seine Veranda gewährt, und an meiner Gegenwart.

Es ist nicht mit Worten auszudrücken, welch liebenswürdiger Kranker mein theurer Bruder immer gewesen ist\*\*), voll Dankbarkeit gegen uns, seine Pflegerinnen, unsere Mutter und mich, immer bemüht, uns etwas Liebedolles und Erfreuliches zu sagen. Es sind jetzt nun bald drei Jahre, daß seine Pflege, erst während der Krankheit unserer lieben Mutter und dann nach ihrem Tode, allein in meine Hände übergegangen ist; diese Pflege ist mir die theuerste Pflicht, das einzige Glück meiner Einsamkeit.

Weimar, Nietzsche-Archiv,

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Dezember 1899.

\*) In diesen Tagen spielte ihm Herr Peter Gast aus seiner Oper „Der Löwe von Venedig“ vor, deren Entstehen und Gelingen mein Bruder in den Jahren 1883 bis 1885 miterlebt und die ihn entzückt hatte. Auch jetzt zeigte er wieder die innigste Freude und äußerte sie durch lebhaftes Klatschen.

\*\*) Im vorigen Herbst verlebte Herr Professor Lichtenberger aus Nancy eine Woche mit uns im Nietzsche-Archiv; in seinem Buch: „Friedrich Nietzsche“ sagte er über seine Eindrücke: „Du moins — et c'est là une suprême consolation pour les siens — cette fin de vie n'est-elle pas sinistre, ni lamentablement funèbre comme on pourrait aisément se l'imaginer. Il y a dans le lent déclin de cet amant enthousiaste de la vie, de cet apologiste de l'énergie, de ce prophète du Surhomme, je ne sais quelle beauté mélancolique et apaisante . . . Son front est toujours admirable, son regard, qui semble comme tourné vers le dedans, a une expression indéfinissable et profondément émouvante. Que se passe-t-il en lui? On ne sait. Peut-être a-t-il conservé un vague souvenir de sa vie de penseur et de poète. „N'ai-je pas, moi aussi, écrit de bons livres?“ disait-il, récemment encore, comme on lui mettait entre les mains un livre nouveau . . .“

## Reisefkizzen aus Kanada.

**A**ls Beamter der International Supr. Lodge des Guttemplerordens mußte ich mich zu dessen Sitzung am siebenundzwanzigsten Juni 1899 nach Toronto in Kanada begeben. Die letzte Sitzung hatte 1897 in Zürich stattgefunden. Ich fuhr durch Norddeutschland, wo ich meinen Freund Dr. Delbrück, den Direktor der bremer Irrenanstalt, und die deutsche Großloge der Guttempler in Hamburg besuchte. Eine Freude war es, den Enthusiasmus der 3000 hamburger und der 6300 deutschen Guttempler, ihre Liebe und Verehrung für ihren bewundernswürdigen Leiter, Herrn Ingenieur Ksmussen, und ihre Begeisterung für ihr großes soziales Reformwerk zu beobachten. In den Sagebielsälen mußten wir, Dr. Delbrück und ich, vor mehr als 3000 Menschen sprechen. Von da ging es nun über Blistingen und London nach Liverpool, wo ich mich am fünfzehnten Juni um vier Uhr mit dem Stab der Guttempler aus Großbritannien auf dem Dominion-Steamer „Vancouver“ einschiffte.

Meinen Tribut hatte ich der Seekrankheit auf der Nordsee bezahlt und blieb seitdem gänzlich von ihr verschont. Besonders in Liverpool fiel mir die blasse, schmale, engrüstige Gestalt des größten Theiles der englischen Bevölkerung und der Alkoholismus mancher Weiber auf der Straße auf. Unser Steamer war klein. Ein gemüthlicher Guttemplertisch, der den Ton angab, gestaltete unsere Reise bei prachtvollem Wetter zu einem Familienbummel. Im Uebrigen will ich Ihre Leser mit der üblichen Beschreibung jener modernen Wanderstädte des Ozeans verschonen.

Der „Vancouver“ landete noch für einige Stunden in Noville in Nord-Irland. Wir benutzten sie zu einer Tour in einem jener originellen irländischen zweiräderigen Wagen (Jaunting Car) mit Seitenrädern, wo die Reisenden einander den Rücken kehren. Wie schrecklich Irland alkoholisiert ist, konnte man schon in jenem Dorfe sehen. Uebrigens fehlt dieser kalten, melancholischen Küste ein gewisser Schönheitsreiz nicht.

Ich arbeitete dann an Vorträgen, die ich der Clark-University in Worcester versprochen hatte. Sonntag morgens jedoch wurde der Steamer in eine Kirche umgewandelt. Ich konnte mich gerade noch flüchten. Am Abend wurden wir durch die Ankunft eines neuen Passagieres überrascht: die pariserische Frau eines französischen Kanadiers schenkte — früher, als man erwartet hatte — ihrem Gatten ein niedliches Mädchen. Große Freude bei allen Ladies des Schiffes über das „lovely baby“. Vortreffliche Pflege des Ozeankindes mit allen Feinheiten der modernen Wissenschaft.

Am Zwanzigsten kam Regen und es zeigten sich zahlreiche Seewögel. Ich konnte feststellen, daß schon nach fünfundzwanzig Minuten der Körper



eines großen Steamers, den wir kreuzten, in Folge der Erdkonvexität am Horizont verschwunden war. Am Einundzwanzigsten wurde es äußerst kalt. Dichter Nebel umgab uns und Eisberge erschienen am Horizont. Von diesen kreuzten wir an jenem Tage dreizehn Stück, von denen einer 100 bis 200 Fuß über die Meeresoberfläche emporragte. Das menschliche Gemüth wird durch jene schwimmenden abgebrochenen Gletscherstücke aus den Polarländern, mit ihren romantischen Gestaltungen, eigenthümlich berührt. Die nächste Nacht war bei dem dichten Nebel in der Nähe New-Foundlands, bei sehr verlangsamter Fahrt und bei dem beständigen Nebelhornblasen etwas unheimlich. Doch alle Ehre der Umsicht und Vorsicht des Kapitäns, der dreißig Stunden lang nicht zu Bett ging.

Am Zweiundzwanzigsten wurde endlich die Küste New-Foundlands sichtbar und der Nebel verschwand. Nach langer kühler Fahrt bei schönem Sonnenglanz durch die St. Lawrence-Bucht, wo prachtvolle langhalbige Albatros langsam um das Schiff ihre Luftkreise beschreiben, fuhren wir am Abend des Dreiundzwanzigsten in die Flussmündung ein. Am nächsten Tage dampften wir an der kanadischen Südküste des St. Lawrence entlang, ohne zuerst die nördliche sehen zu können.

Häbische, reinlich aussehende, weit auseinander gebaute französisch-kanadische Dörfer der Provinz Neu-Braunschweig wechselten hier mit Wäldern und Wiesen ab. Alles civilisirt! Ueberall Menschen und Kultur! Wie ich hörte, hat der Haupttheil der Provinz Neu-Braunschweig das Verbot des Alkoholverkaufes eingeführt und fährt sehr wohl dabei. In Rimouski, wo wir um acht Uhr kurz anlegen und Briefe und Depeschen heimsenden, ist die Breite des St. Lawrence größer als die Länge des Gensetfees. Doch wird der Strom dann enger und füllt sich mit bewaldeten Inseln, auf denen ich schon die üppige Mannichfaltigkeit der Koniferen des amerikanischen Waldes bewundern kann: Thuja's, Wellingtonias, Föhren und Tannen der verschiedensten Sorten bilden ein an Abwechslung reiches dunkles Grün, das von unseren eintönigen nordeuropäischen Wäldern sehr vortheilhaft absticht. Ein französisch-kanadischer Pilot steigt auf den „Vancouver“, ruft nach Kanadiern und Franzosen und vertheilt französisch-kanadische Zeitungen.

Abends um sieben Uhr, nachdem wir in dem einen Arm des St. Lawrence an der großen Insel Orleans entlang gefahren sind, werden wir plötzlich durch eine furchtliche Theaterverwandlung überrascht. Der andere Arm des Flusses vereinigt sich wieder mit dem ersten und zeigt den großartigen Wasserfall Montmorency, der zweihundert Fuß hoch hinunterstürzt. Fast zugleich erscheint auf einem hohen Felsen vor uns die altfranzösische Stadt Quebec, mit dem sie beherrschenden Schloß Fontenac; ein wirklich feenhafter Anblick. Wenige Minuten nachher landen wir in Quebec, am Quai, und man giebt uns bis zehn Uhr abends Zeit, die Stadt zu besuchen.

Ein glücklicher Zufall will, daß diese Landung gerade am vierundzwanzigsten Juni (St. Jean Baptiste), dem großen Nationalfesttag der französischen Kanadier, vor sich geht. Die ganz nach dem Muster einer alten französischen Stadt, mit engen, gewundenen Straßen, gegründete und, wie oft gesagt wurde, ein Stück noch lebenden französischen Mittelalters im modernen Nordamerika darstellende Stadt Quebeck prangt im vollen Festschmuck. Neben der englischen Fahne flattert in gleicher Größe auf den Straßen die französische Tricolore. Hübsche, festlich gekleidete junge Kanadierinnen tragen als Schmuck auf ihren Busen eine kleine Tricolore. Gutmüthig nickend und lähl lächelnd, schaut der britische Löwe diese Dinge an. Er thut weise daran und weiß sich dadurch und durch seine sonstige Politik die Hochachtung und Freundschaft der französischen Kanadier langsam zu erwerben. Man spricht französisch in Quebeck. Doch, wie der Stil der Zeitungen, klingt dieses Französisch eigenthümlich, altmodisch und naiv, nicht nur im Accent, sondern noch viel mehr im Stil und in der Sachbildung. Diese Leute sind bieder, gefällig, gutmüthig und heiter, aber von einer geradezu unglaublichen Naivetät und Unwissenheit in den Dingen dieser Welt. Der französische Bewohner eines entlegenen Provinzdorfes in Nord- oder Südfrankreich ist daneben fast noch ein geriebener, vielgereister Weltkenner, — und Jeder weiß, was Das heißen will! Nun erreiche ich die hochgelegene Terrasse des Schlosses Fontenac, das jetzt ein Hotel ist. Hier erhebt sich die neue Bildsäule des französischen Generals Champlain, des Gründers der Stadt Quebeck und des Besiegers der Huronen-Indianer. Die Aussicht, die man hier auf die beiden absteigenden Arme des St. Lawrence und auf seinen aufsteigenden Lauf genießt, ist wohl eine der schönsten und großartigsten der Welt; ich konnte mich beim Sonnenuntergang nicht satt daran sehen. Die Terrasse war aber auch mit bunt gekleideten, vielfach recht hübschen und frischen, jungen und alten Kanadierinnen und Kanadiern gefüllt, deren kleine, aber gesunde und feste Gestalt sammt schwarzen Augen und Haaren mit der Figur der langen, dünnen, blassen, blonden Angelsachsen arg kontrastirte. Auffällig waren die schreienden, grellen Farben der Frauenkleidungen. Die Feststube war dagegen um so stiller, ruhiger und anständiger. Von betrunkenen und lärmenden Leuten war in der ganzen Stadt nicht die Spur zu bemerken.

Der französische Kanadier gilt als durch und durch ehrlich, bieder, sittsam und arbeitsam. Er hat — im Gegensatz zum Franzosen — sehr kinderreiche Familien und treibt vornehmlich Ackerbau. Alle Unternehmungen, Neuerungen und Fortschritte überläßt er den Engländern und Amerikanern, da er einen durch und durch konservativen Geist besitzt. Er steht vollständig unter dem Einfluß der katholischen Klerisei, die seine Unwissenheit sorgsam pflegt. Man kann hier lernen, wie Unrecht man daran thut, einer Nation

an und für sich und ohne Weiteres Laster und Fehler vorzuwerfen, die oft nur die Produkte der Erziehung, Das heißt: geschichtlicher Umstände, sind. Sittlich solide, biedere, nüchtern, ruhige, naive Franzosen mit äußerst kinderreichen Familien kann man sich in Europa heutzutage kaum noch vorstellen. Und doch sind die Kanadier Vollblutfranzosen und besitzen auch die konservativen, agrarischen Grundeigenschaften des Galliers. Die französische Politik ist neben der kanadischen und allenfalls derjenigen der Vereinigten Staaten die einzige, die sie einigermaßen kennen und verfolgen. Von der übrigen Welt wissen sie so gut wie nichts.

Die Temperatur ist auffällig gestiegen. Es wird Nacht. Nach einigen Ankäufen muß ich wieder an Bord. Um elf Uhr abends, bei prachtvollem Mondschein, setzt sich der „Vancouver“ in Bewegung und fährt kühn den hier relativ engen St. Lawrence hinauf. Ich konnte lange nicht zu Bett gehen. Bald erweitert sich der spiegelglatte Fluß wieder und man weiß nicht, welche Jener beiden bewaldeten Küsten man mehr bewundern soll. Er mag hier durchschnittlich die Breite des Zürichsees haben, erweitert sich aber an einzelnen Stellen erheblich.

Am fünfundzwanzigsten Juni, als ich aufstand, kamen wir zum Kleinen, von dem St. Lawrence gebildeten St. Petersee, fuhren dann an zahllosen Inseln vorbei und sahen eine Stelle, wo am Tage vorher der Steamer „Gallia“ ein Stück von der Küste weggerissen und so sechs bis acht Schlammbergchen am Ufer gebildet hatte. Bald nachher sahen wir auch den beschmutzten und geankerten Sänder, der mehr Glück als Verstand gehabt hatte, solch weichen Schlamm zu treffen. Gegen zwölf Uhr erblickten wir Montreal, das Ziel unserer See- und Flußreise, und ich konnte vorher noch die vierundzwanzig Bögen der zwei Kilometer langen Brücke zählen, die das eine Ufer des St. Lawrence vor Montreal mit dem anderen verbindet. Das Schiff war noch nicht gelandet, als eine von mir getaufte geflügelte Ameise aufs Deck zu mir flog. Undank ist der Welt Lohn; die Arme wurde schände eingesteckt. Zugleich winkte man uns schon vom Ufer und eine Guttemplerin, die ich vor zwei Jahren in Zürich kennen gelernt hatte, gab mir von dort aus zu verstehen, daß man auf mich warte. Ich hatte nämlich für den fünfundzwanzigsten Juni abends einen Vortrag über die Alkoholfrage in französischer Sprache in Montreal angesagt und kam gerade recht.

In Montreal ist man schon „praktisch-amerikanisch,“ denn hier spricht bereits fast die Hälfte der Bevölkerung englisch. Ein hochgebildeter französischer Kanadier, der mich äußerst zuvorkommend empfing, ließ mir sofort am Zollamt von einem Agenten mein Bahnbillet für Toronto lösen. Für das Gepäck bekam ich eiserne, numerirte Tickets, während ganz gleiche, auf Toronto lautende, an meine Gepäckstücke befestigt wurden, — und damit war Alles fertig. Das Gepäck kostet nichts; Alles war mit dem Eisenbahnbillet

abgemacht. So geht es in ganz Kanada und in den Vereinigten Staaten. Kommt man in einer Stadt an, so braucht man nur im Gepäkbureau seine Stadtadresse anzugeben und fünf und zwanzig oder fünfzig Cents (ein oder zwei Mark), je nach der Entfernung, die oft sehr groß ist, zu bezahlen; man erhält dann wiederum solche Tickets und das Gepäck wird bis in die Wohnung befördert. Darin haben wir in Europa von Amerika noch viel zu lernen, denn unser System ist daneben noch chinesisches zu nennen.

Professor Morin führte mich in seine Wohnung und zu Freunden, die mich herzlich empfingen. Wir fuhren noch zum Mont Royal, einem Hügel, der die Stadt und den St. Lawrence beherrscht und von dem aus man eine prächtige Aussicht genießt. Nach ihm wurde die Stadt benannt. Montreal (mit fast dreihunderttausend Einwohnern) ist eine rasch aufgeblühte, ungemein regsame, fast ganz amerikanische Stadt. Vom Mont Royal aus sieht man so viele Bäume wie Häuser; darin ähneln alle modernen nordamerikanischen Städte einander, daß sie einem Wald gleichen, in dem zerstreute Häuser liegen. Die unendlich langen, geraden Straßen haben alle zwei Reihen Bäume, niedrige und von Gärten umgebene Häuser. Große Gebäude, darunter eine katholisch-französische und eine englische Hochschule, schmücken die Stadt. Am Mont Royal liegt ein großer Park mit Wiesen und Prachtbäumen. Es ist Sonntagnachmittag. Alles tummelt sich auf den Wiesen und bringt da sein Essen en famille mit, denn, das Gras zu zerdrücken, ist hier Jedem gestattet; es giebt Platz und Gras genug in Kanada. Auch sieht man hier nichts von Kneipen, nichts von unserem schmutzigen, rohen europäischen Proletariat. Die einfachsten Arbeiter beider Geschlechter sind reinlich gepust und so anständig gekleidet, daß man äußerlich nirgends Klassenunterschiede merkt. Es giebt aber auch in jedem Hause mindestens ein Bad und auch im Kapitel „Reinlichkeit“ könnte Europa noch bei Kanada und den Nordoststaaten Amerikas in die Schule gehen. Am Sonntag sind in Kanada und in den Vereinigten Staaten, wenigstens überall da, wo ich war, alle Alkoholschänklöcher geschlossen. Was diese einfache Thatfache zur Hebung der Sitten, des Familienlebens und des Anstandes beiträgt, lehrt ein vergleichender Blick auf die wunderschönen Parks und Wälder der nordamerikanischen Städte und auf die Spazierplätze der Umgebung europäischer Orte an einem Sonntagnachmittag. An beiden Orten wimmelt es von Volk. Aber hier sieht man nur ruhige und anständige Familiengruppen, Liebespärdchen, Dicyclisten und Leute aller Altersstufen, Vergnügungslöcher mit Limonade, Geseorenem und ähnlichen Erfrischungen. Nirgends lärmende Betrunkene, nirgends Spektakel, nirgends ein unanständiges Wort, nirgends eine unsichere Stelle, die ein alleinstehendes Mädchen nicht betreten könnte, nirgends die Spur eines ekelhaften Tinseltangels. Und bei uns? Ich überlasse dem Leser die Antwort und bemerke

nur, daß der Unterschied um zwei Uhr nachmittags noch nicht so groß ist, aber mit jeder Stunde wächst und am Abend spät den Höhepunkt erreicht.

Abends hielt ich meinen Vortrag. Ich begann um halb Acht und schon um neun Uhr saß ich in dem Zug, der mich um sieben Uhr morgens nach Toronto brachte; um neun Uhr waren wir an der Arbeit in der Sitzung des Exekutivkomitees der Guttempler. Die amerikanischen Eisenbahnen fahren ungeheuer schnell, pfeifen mit tiefem, heiseren Tone jeden Augenblick, um Leute, die etwa auf den Schienen wandern, zu warnen, haben sehr lange Wagen und Sitze, deren Komfort knapp dem unserer Wagen zweiter Klasse entspricht. Vorn hat jede Lokomotive, heute noch, wie die erste in Amerika gebaute, die ich in einem Museum sah, einen dreieckigen Schneewischer. In jedem Wagen gibt es Eiswasser, eine praktische Wascheinrichtung und ein Water-Closet. Colporteur verkaufen allerlei Bücher, Zeitungen und Gewaaren. Für einen Dollar kann man ein recht gutes Mittagessen im Restaurationswagen haben. Im Allgemeinen gibt es nur eine Klasse; nur die Südstaaten besitzen für Lokalzüge eine zweite Klasse. Die Fahrpreise sind, besonders im Süden, erheblich höher als bei uns, selbst ohne Pullman und Schlafwagen, für deren Benutzung man noch extra bezahlen muß. Für Auswanderer sind besondere, billige Züge vorhanden.

Am siebenundzwanzigsten Juni wurde die International supr. Lodge des Guttemplerordens im Temple Building eröffnet. Das ist ein prachtvolles zwölfstöckiges, vom Dr. Dronhatekha, einem Vollblutindianer, Sohn eines Indianerhäuptlings, Arzt und Vorsteher des Lebensversicherungordens der „Forester“, erbautes Gebäude. Dr. Dronhatekha, ein äußerst intelligenter, unternehmender Mann, ist Guttempler und empfing uns sehr artig.

In Nordamerika gibt es hauptsächlich zwei Häuserarten: die niedrigen, ein- oder höchstens zweistöckigen Wohnhäuser, die nur je einer Familie dienen, und die vielstöckigen Geschäftshäuser, die in New-York und Chicago bis 25 und 30 Stockwerke erreichen, auch als Hotels und Boardinghäuser verwendet und durch „Lifts“ (Elevatoren) bedient werden. Häuser mit einzelnen Wohnungen sind selten, außer in alten Städten wie Boston oder Quebed. Im Temple Building gingen beide Lifts jede Minute auf und ab, denn das Haus dient verschiedenen sehr thätigen Banken und Geschäften. Die International supr. Lodge der Guttempler arbeitete fleißig, von früh bis abends spät, jeden Tag bis zum vierten Juli. Daraus erwuchs mir viel Mühe, da ich Englisch, besonders mit dem näselnden amerikanischen Ton, nur sehr schwer verstehe. Delegirte des Ordens waren aus allen Welttheilen, sogar aus Australien, New-Seeland und Südafrika erschienen. Ich konnte bei dieser Gelegenheit die Virtuosität der amerikanischen Presse bewundern; kaum war eine Halbtagsitzung beendet, so stand auch schon ein kurzes, klares Referat in der Zeitung.

Zimmerhin fand ich, besonders am Sonntag, Zeit, die Stadt Toronto zu besichtigen. Toronto ist wohl die schönste Stadt, die ich in Nordamerika gesehen habe, Washington nicht ausgenommen. Mit ihren 200 000 Seelen nimmt sie am Gestade des Ontario-Sees einen Raum ein, der kaum kleiner ist als der der Stadt Paris. Man braucht z. B. mehr als zwei Stunden, um zu Fuß von einem Ende der Queenstreet oder der Yonge-Street zum anderen (in den beiden Hauptrichtungen) zu gehen. Das versucht übrigens nur ein Neuling wie ich. Alle Straßen sind in zwei parallelen, einander senkrecht kreuzenden Systemen aufgebaut, sind mit Bäumen bepflanzt und mit einem Netz elektrischer Tramways bedeckt, deren Wagen fast alle zwei Minuten einander folgen. Die Straßen sind mit Macadam oder querschnittenen Baumstämmen bepflastert. Nahezu unglaublich ist bei solchen Raum- und Bevölkerungsverhältnissen das Leben dieser Stadt. Sie soll 40 000 Bicycles besitzbergen; jedenfalls sieht man Schwadronen von Damen und Herren auf Rädern die Straßen durchheilen. Ein Herr sagte mir, er habe 200 Bicycles in einer Minute auf der besonders belebten Yonge-Street an einer Stelle vorüberfahren sehen, allerdings zu einer sehr belebten Stunde. Die meisten Velofahrer sind Geschäftsleute, die zu oder von ihrer Arbeitsstelle eilen. Die schönste Straße Torontos ist die College-Street mit ihren prachtvollen Bildungsanstalten, Gärten, Schattenplätzen und Villen. Von einem armen und verkommenen Proletariat ist in Toronto so gut wie nirgends Etwas zu sehen. Betrunkene sind eine Seltenheit, obwohl einige Alkoholschankstellen in der Woche offen sind. Dagegen giebt es überall in Konditoreien angenehme Erfrischungen und nirgends fehlt das dem Amerikaner unentbehrlich gewordene Eiswasser. Auch das Speiseeis ist sehr billig.

Am Sonntag früh eilte ich in die Kirche. Das heißt: in Gottes freie Natur. Zwar fahren nur wenige elektrische Tramways früh am Sonntag dennoch konnte ich damit bis zum High Park fahren. Westlich von Toronto liegt nämlich jener großartige, sehr weit sich erstreckende, noch halb wilde, aber von schönen Straßen durchzogene Park, in dem man die Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit des amerikanischen Waldes, seiner vielen Eichen, Koniferen und anderen Bäume bewundern kann. Ueberall sind Wasserbrunnen mit Trinkbehältern angebracht und in zahlreichen Pavillons werden Gefrorenes und alkoholfreie Getränke verkauft. Erst am Nachmittag jedoch strömt die Bevölkerung Torontos in den Park, der dann auch von Bicyclisten wimmelt. Ich verlor mich absichtlich in den Wald, studirte darin die kanadische Ameisenfauna und aß den mitgenommenen Proviant auf. Die Hitze war fast tropisch zu nennen, denn seit Montreal waren wir, beinahe ohne Uebergang, von der Winterkälte der Eisberge des Polarstromes in den glühenden Sommer des amerikanischen Continents gelangt. Diese Hitze mußte nun bis zum

vierten August erlitten werden. Schließlich trieb mich gegen Abend ein feiner Regen in eine Straße, wo ich einen elektrischen Tram fand, der mich aus der Mitte des Parks nach Hause in die Stadt brachte.

Die Stadt- und die Provinzialbehörden boten der International supr. Lodge einen offiziellen Empfang. Aus den gehaltenen Reden konnte man ersehen, wie weit in Kanada der Gedanke einer gänzlichen Beseitigung aller alkoholischen Getränke schon gediehen ist. Die Mehrheit des Volkes hat bereits ihren Willen, den Handel, den Verkauf, die Fabrikation und den Import aller gebrannten und gegohrenen Getränke zu verbieten, kundgegeben und darauf bezügliche Gesetze dürften nicht sehr lange auf sich warten lassen.

Am vierten Juli wurde die Logensession geschlossen. Die nächste wird 1902 in Stockholm stattfinden. Doch wird der Orden 1901 im Staate New-York, seiner Geburtsstätte, sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern. Mit herzlichstem Lebewohl trennten sich nun die Delegirten, um nach allen Welttheilen heimzugeseln und mit frischem, frohen Muth die den Kampf gegen die Alkohol-Trinkfitten zu Hause wieder aufzunehmen.

Am Fünften reiste ich auf dem Dampfschiff auf dem Ontariosee nach dem Niagara. Nur in der Mitte des Sees kann man beide Ufer erblicken. Die Oberfläche des Ontario war mit toten kleinen und mittelgroßen Fischen bedeckt, die offenbar einer Epidemie erlegen waren. Der See ist groß und schön; doch bieten die flachen Ufer wenig Interessantes. Der Niagara gehört zum größeren Theil zu Kanada als zu den Vereinigten Staaten. Man wird mir eine Beschreibung dieses Weltwunders erlassen, da es ja allbekannt ist. Seinen Ruf verdient es wahrlich. Doch ist es nicht wahr, daß man den Lärm des Falles von Weitem hört; man kann einander sogar dicht am Hauptfall verstehen, wenn man laut spricht. Wunderbar ist beim Sonnenuntergang die smaragdgrüne Farbe des Hauptfalles. Unbeschreiblich ist die Macht der in die Luft zurückspringenden, die Höhe des Falles oft überschreitenden Wasserkolonnen. Sehr schön sind ferner die Wälder und Inseln um den Fall herum auf der Seite der Vereinigten Staaten und die breiten „Rapids“ oberhalb des Falles. Daß ich auf der kanadischen Seite für 2½ Dollar per Tag Kost und Logis in einem guten Hotel finden konnte, war ein unerwartetes Glück. Um die Brücke etwa anderthalb Kilometer unterhalb des Falles zu überschreiten, brauchte ich 520 meiner Schritte, obwohl der Niagara (St. Lawrence) hier ungeheuer tief ist und mit stürmischen Wellen dahinfließt.

Leider konnte ich den schönsten, wildesten, westlichen Theil Kanadas mit seinen Urmäulern, Bergen und Indianern nicht besuchen und so konnten meine Eindrücke nur fragmentarisch sein. Was ich sah, ist der civilisirte

französische und englische Theil Kanadas, denn Toronto ist vollständig englisch und nach Montreal die wichtigste Geschäftsstadt des Landes.

Die Bevölkerung Kanadas beziffert sich erst auf etwa fünf Millionen und besteht aus drei Hauptabtheilungen: erstens der konservative und katholische, zurückgebliebene, meistens arme französische Kanadier im Osten, der zäh an seinen Sitten, an seiner Religion, an seiner Scholle und an seiner Sprache hängt, obwohl er meistens Englisch kann, weil er es lernen muß; zweitens der herrschende, rührige, unternehmende, sieberhaft vorwärts strebende und arbeitende protestantische Angelsachse, der im Großen und Ganzen dem Amerikaner viel mehr als dem Engländer gleicht. Doch muß zu seiner Ehre gesagt werden: er hat vom Amerikaner vor Allem das Gute und Nützliche, den praktischen Sinn, den kühnen Unternehmungsgeist, die Nüchternheit und die Reinlichkeit in erhöhter Potenz genommen und hat es, wie es scheint, bisher vermocht, die schlimmsten Fehler, die Geldkorruption, den politischen Fanatismus und den Schwindel, ziemlich zu vermeiden. Man sieht hier die seltsame Vereinigung des sieberhaften materiellen amerikanischen Fortschrittes mit den Tugenden eines soliden, ernsten Volkes. Möge es den Kanadiern vergönnt bleiben, Beides zu behalten und weiter zu entwickeln! Es wäre ein großartiges und entscheidendes Kulturexperiment. Zwei Bildungselemente scheinen in Kanada wie in den Vereinigten Staaten noch rückständig zu sein: die Pflege der reinen Wissenschaft und der Kunst. Doch Alles kann nicht zugleich errungen werden. Die dritte Abtheilung bilden die Urbewohner oder Indianer. Sie leben im Westen noch abge sondert in verhältnißmäßig großer Zahl. Im Osten sind sie bereits, Dank der Humanität und Weisheit der englischen Kolonisten, mit der übrigen Bevölkerung ziemlich amalgamirt. Sie sind nicht unintelligent und bilden keine soziale Gefahr, wie die Chinesen und Neger, denn sie sind nicht so fruchtbar und von viel besserer Qualität.

Ein Strom von Auswanderern fließt jährlich nach Kanada, dessen Bevölkerung ungemein schnell wächst. Landwirtschaft, Industrie und Handel entwickeln sich rasch, denn trotz der furchtbaren Winterkälte enthält das Land reiche Schätze. Im Ganzen scheint die Qualität der Emigranten besser zu sein als in den Vereinigten Staaten. Die Negerplage fehlt gänzlich. Viele Schotten, Irländer, Deutsche und Scandinaven suchen und finden dort ihr Glück. Die Canadian-Pacific-Eisenbahn hat nun beide Ozeane und den Westen mit dem Osten verbunden. Kanada ist ein Land von großer Zukunft.

Chigny.

Professor Dr. August Forel.





## Aus den Kindheitstagen der Medizin.

Die ärztliche Kunst reicht in ihren ersten, kindlichsten Anfängen wahrscheinlich fast so weit hinauf in das Dunkel der Urzeit wie das Menschengeschlecht selbst; denn so lange es Menschen auf der Welt giebt, hat es Krankheit, Leiden und Tod gegeben. Diese trüben Schicksalsgaben mußten nothwendig die Bemühungen zu ihrer Abwehr, zur möglichsten Bekämpfung der den Menschen treffenden Uebel, und damit die Anfänge aller heilkünstlerischen Bestrebungen hervorrufen. Die Medizin ist ja — nach dem Ausdruck eines geistreichen Franzosen —: „der Wunsch, zu heilen.“ Ja, wenn wir der sagenbildenden Phantasie jenes Volkes folgen, mit dem auch die Anfänge und die hochgehende Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin im Alterthum auf das Engste verknüpft sind, so muß die ärztliche Kunst noch viel älteren Ursprunges sein als das Menschengeschlecht, — um so viel älter, wie die Götter selbst uns armen Sterblichen der Zeit nach voraufgingen. Wozu freilich die „unsterblichen“ Götter Nestulaps Hilfe brauchten, Das scheint auf den ersten Blick befremdlich, wird aber weniger auffällig, wenn wir uns erinnern, daß Vulkan hinkte, daß Venus von Diomedes an der Hand verwundet wurde, daß die Wehen der Latona äußerst mühsam waren, — und daß „Vater Jupiter“, Apollo, Bacchus und andere Lebegötter des Olymps vermuthlich nicht selten an den Folgen ihrer zahllosen Liebesabenteuer und sonstigen Debauchen zu leiden hatten. Uebrigens: wie oft werden auch noch heutzutage die Aerzte von Leuten konsultirt, die es „nicht nöthig haben“!

Steigen wir vom Olymp auf die Erde herab und versetzen wir uns in das heroische Zeitalter der Griechen, so begegnet uns als eine der frühesten Stützen ärztlicher Wissenschaft der weise Centaur Chiron; er ist deutschen Lesern aus der klassischen Walpurgisnacht wohlbekannt. Faust beneidet ihn um das Glück, Helena getragen zu haben. Er war, ein Schwiegersohn Apollon, wie es scheint, in der Arzneimittellehre besonders bewandert und ließ sich, vermuthlich um diesem Lieblingstudium besser obliegen (oder obtraben) zu können, auf dem an Heilkräutern sehr reichen Berge Pelion nieder. Ob er sich dort einer umfangreichen Privatpraxis erfreute, wird uns nicht berichtet; wohl aber kamen von nah und fern selbst hochgeborene Jünglinge, um bei ihm Vorlesungen zu „belegen“; besonders, da er mit seinen botanisch-medizinischen Kenntnissen auch die Kunst der Jagd, der Musik, der Gymnastik und der Weissagung vereinigte, also eine ganze Hochschule für Sport, Wissenschaft und schöne Künste repräsentirte. So zeigt ihn uns eine alte Abbildung, wie er seinem Schüler Achill — der dabei ein etwas ungedulbiges Gesicht macht — eine auf dem Pelion einheimische Pflanze demonstirt; eine andere, wie er diesen für die Künste des Friedens leider so wenig veranlagten, sonst hoffnungsvollen Jüngling im Lautenspiel unterrichtet.

Zu seinen nach dieser Seite empfänglicheren und dankbareren Schülern gehörten Podalirius und Machaon, zwei Söhne Askulaps, die später als Generalstabsärzte im griechischen Heere den zehnjährigen Feldzug vor Troja mitmachten und, nach Homers Zeugniß, auf dem Schlachtfeld selbst ihre rühmlichst anerkannte Thätigkeit ausübten. Der Dichter der Ilias gedenkt ihrer zuerst in der Schiffsliste (Ilias II, 732) als tüchtiger Aerzte und Kinder des Asklepios (Askulap). Dann, als Menelaus von Pandarus verrätherisch verwundet wird (Ilias IV, 191 ff.), entsendet Agamemnon den Herold Talthibius zum Machaon. Dieser zieht den Pfeil aus der Wunde, saugt das Blut aus und legt lindernde Kräuter auf, „die ihm einst, aus Freundschaft für seinen Vater, Chiron gegeben.“ Machaon hatte bald darauf das Unglück, selbst von Paris an der rechten Schulter getroffen zu werden (Ilias XI, 505 ff.); Idomeneus verwendet sich bei Nestor um einen Platz in Dessen Wagen für die Verwundeten, mit der Begründung, ein Arzt sei ein Mann, der so viel werth sei wie viele Andere zusammen —: ein Ausspruch, der dem Publikum und der Gesetzgebung in ihrem Verhalten zum Arzt auch heute noch zur Richtschnur dienen sollte!

Der dem Machaon geleistete Beistand zeigte sich in der That alsbald segensreich für die Griechen; denn nachdem der Arzt so gerettet worden war, kurete er bald darauf den von einer giftigen Schlange gebissenen Philoktet, dessen Mitwirkung bekanntlich eine unumgängliche Bedingung für Trojas Einnahme war. Bei dieser Gelegenheit kam vielleicht das Narkotisiren oder Hypnotisiren zum ersten Male in Anwendung; wenigstens erfahren wir, daß Machaon den von ihm behandelten Philoktet in tiefen Schlaf versenkte, dann die Wunde ausschnitt und mit balsamischen Kräutern einen Verband auflegte. Wegen seiner vielfachen Verdienste wurde Machaon, nach des Pausanias Erzählung, von den Messeniern göttlich verehrt; wie viel klingendes Honorar er außer dieser Verehrung noch erhielt, ist leider nicht aufgezeichnet. Sein Kollege Podalirius gilt als Erfinder des Aderlasses. Auf innere Krankheiten scheinen sich seine wie Machaons's therapeutische Künste weniger erstreckt zu haben; hier *ὑγιαίνω* man sich — wie das Beispiel der von Apollo ins Lager geschickten Pest lehrt — vorzugsweise mit Gebeten und Sühnopfern. Auf einem schon besser und rationeller bebauten Boden stand dagegen der Heilkünstler Melampus, der nach Apollodors Zeugniß den Wahnsinn erfolgreich mit Wieswurz behandelte und den Iphikus von seinem Unvermögen befreite, indem er ihn zehn Tage hinter einander Eisenrost mit Wasser trinken ließ. Vielleicht könnte man auf die ehrwürdige Autorität des Melampus hin diese einfachste Form stärfender Eisenbehandlung wieder einmal anwenden.

Die Entwicklung der Medizin in der nachhomerischen, der eigentlich geschichtlichen Zeit schließt sich vorzugsweise an die dem Gott der Heil-

kunst geweihten Heiligthümer, an die Askulaptempel an, von denen ihrer Bedeutung nach die zu Epidaurus, auf Kos und Knidus besonders hervorragten. Hierher pilgerten die Hilfsuchenden; sie wurden nach mancherlei ceremoniösen und wohl auch hygienisch-diätetischen Vorbereitungen zu den Füßen des Gottes in Schlaf versenkt und einer Kur unterworfen, die sich angeblich auf ihre Traumvisionen, noch mehr aber wahrscheinlich auf die inzwischen vorgenommene Untersuchung und Feststellung ihres Leidens durch die Priester gründete. Warum man diese „Exploration“ nicht im wachen Zustand vornahm, sondern den Kranken überhaupt verhehlte, ist nur allzu begreiflich; das Publikum schenkt eben denjenigen Heilkünstlern mehr Vertrauen, die ihm seine Leiden gleich von den Augen oder von der Nase (oder auch — wie unser Schäfer Art — von den Nackenhaaren) ablesen als denen, die erst eine langwierige Untersuchung dazu nöthig haben. Die Genesenen opferten, wie bekannt, dem Askulap einen Hahn oder stellten Weihgeschenke (Anathemata), besonders bildliche Nachbildungen des kranken und geheilten Körpertheiles auf, wie sie noch jetzt dankbare Gläubige ihren wunderthätigen Marien- und Heiligenbildern als Weihopfer darbringen. Die Botivotafeln jener Tempel, die von den Kranken oder von den behandelnden Priestern selbst niedergeschriebene Krankengeschichten enthielten, boten späteren Jüngern der Heilkunde, selbst noch dem Hippokrates, ein schätzbares Material.

So wurde die Heilkunde auch in Griechenland — wie schon früher in Indien und Egypten — allmählich zu einer Standes- und Berufswissenschaft; zunächst freilich zu einem ausschließlichen Eigenthum der Priester Schulen, die allerdings Einzelne ihrer Mitglieder als umherziehende Praktiker (Perioeuten) aussandten, sie aber zur Geheimhaltung ihrer Kunst vor den Laien durch einen noch aufbewahrten Eid in bindender Weise verpflichteten. Wie zu unserer Zeit, so scheint übrigens auch schon damals die „wilde Medizin“ mit der eigentlichen Fakultätswissenschaft, der „Schulmedizin“, im Kriegszustand gestanden zu haben und doch neben ihr geduldet worden zu sein. Xenophon erwähnt, schon Enkurgus habe Feldchirurgen bei den Spartanern angestellt. Und zu Hippokrates' und Platons Zeiten fehlte es bereits nicht an praktischen Ärzten im heutigen Sinn, die gegen Honorar Kranke behandelten und Schüler in ihrer Kunst unterwiesen. Daneben trieben die zumstimmig organisirten Hebammen ihr Wesen — oder Unwesen —, indem sie den Leib der Gebärenden strichen und kneteten, Zaubersprüche murmelten und unter Umständen auch Fruchtstrebungen vornahmen. Nebenbei stifteten sie Heirathen, wie kein Geringerer als der weise Sokrates, selbst der Sohn einer Hebamme, in Platons Theaeteth berichtet.

Aus einer der berühmtesten jener eben genannten Tempelschulen, der Iosischen, ging endlich der Mann hervor, in dem wir für alle Zeit den

schöpferischen Begründer der wissenschaftlichen Heilkunde und das höchste Vorbild ärztlichen Strebens und Wirkens in dankbarer Anerkennung verehren: Hippokrates, der Sohn eines Askulap-Priesters (geboren um 460, gestorben zu Larissa 377 vor Christus). Mit Fug und Recht nennen wir ihn den Vater der Heilkunde; in der That ist er der Vater der „empirischen Medizin“, der auf genaue Beobachtung am Krankenbett begründeten ärztlichen Erfahrungswissenschaft, der er zuerst die Fesseln philosophischer Spekulation und abergläubiger Mystik vollständig abstreifte. Seine Schriften, die wir zum großen Theil besitzen, sind vollendete Denkmale dieser besonnen kritischen, allem Theoretischen und Dogmatischen abholden, nur der Beobachtung und Erfahrung vertrauenden, sie zum Leitstern erhebenden Gesinnungs- und Denkweise. Und dieser Denkweise hat die Heilkunst aller Epochen ihre schönsten und überraschendsten Erfolge verdankt; zu ihr ist sie nach den Zeiten des Niederganges und der Verirrung immer wieder zurückgekehrt.

Unter den als echt anerkannten Schriften, die uns von Hippokrates aufbewahrt sind, stehen die wundervollen sieben Bücher der „Aphorismen“ obenan, die den Inbegriff seiner ganzen Lehre, die Quintessenz seines reichen Erfahrungswissens, in Form kurzer, oft freilich schwer zu deutender Sinnsprüche enthalten, an ihrer Spitze die berühmten, für den Geist ihres Urhebers so bezeichnenden Worte: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, der rechte Augenblick ist rasch enteilt, der Versuch ist trügerisch, das Urtheil ist schwierig“. Eine vortreffliche Uebersetzung dieser wie der übrigen hippokratischen Schriften — von denen nur die über die Krankheiten, die Diät, über Luft, Wasser und Vertlichkeit, über die Krise, die kritischen Tage und die „Vorhersagungen“ an dieser Stelle genannt werden mögen — ist vor Kurzem von Robert Fuchs in zwei Bänden (München 1895 und 1897) erschienen. Ueber allen diesen Schriften liegt eine unverwüßliche Jugendlichkeit: der Abglanz anmuthvoll sonnigen und in scheinbar mühelosem Kräftepiel künstlerisch schaffenden griechischen Geistes.

Mit Hippokrates sind wir aus dem Kindesalter der Medizin schon heraus und in die Zeit freier, stürmisch ringender, jugendkräftiger Entfaltung und Entwicklung getreten, mit der sie von nun an als mündig gewordene, selbständige Wissenschaft ihrem Zielen sich zuwendet. Ich kann jedoch von der hippokratischen Zeit nicht scheiden, ohne an die von dem Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges, von Thukydides, herrührende packende Schilderung der im Jahre 430 in Athen herrschenden Pest zu erinnern, — eine Schilderung, der sich nur ganz wenige von Laien entworfene Gemälde verheerender Volksseuchen, z. B. bei Boccaccio in der Einleitung zum Decamerone und bei Manzoni in den „Promessi sposi“, an plastischer Kraft und unheimlich treuer, anschaulicher Wiedergabe der Wirklichkeit an die Seite stellen lassen. Bei jener verhängnisvollen Pest, die bekanntlich auch den großen Perikles hinraffte, soll

Hippokrates in Athen gewesen sein, aber nicht zu helfen vermocht haben. Eben so wenig Erfolg hatte seine Mission bei den Schildbürgern des Alterthumes, den Abderiten, die ihn angeblich beriefen, um den von ihnen für verrückt gehaltenen großen Philosophen Demokrit zu begutachten: ein Quiproquo, das Wieland in seinen „Abderiten“ launig ausgemalt hat. Wir werden wohl die Letzten sein, dem Hippokrates einen Vorwurf daraus zu machen, daß seine Kunst bei diesen Anlässen weder in Athen noch in Abdera Lorbern erntete; denn die Pest und . . . die Dummheit vermögen wir auch jetzt mit allen unseren inzwischen so namhaft angewachsenen ärztlichen Kunstmitteln leider nicht zu kuriren.

Professor Dr. Albert Eulenburg.



## Preussische Wirthschaft.

**S**chickt der liebe Herrgott einmal einen rechten Winter, kernfest und auf die Dauer, dann mag sich Mancher,

„Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht  
Und Leich und Seen kragen“,

mit Vergnügen des claudiusischen Liebes erinnern und an der Poesie der Schneelandschaft seine Freude haben; unseren Arbeitern wird nicht so wohl. Die preussische Staatsbahndverwaltung aber, so tief in einen kläglichen bürokratischen Schematismus versunken, daß ihr jegliche Unterbrechung des Normalen, Alltäglichen als eine unüberwindliche Störung erscheint, sorgt dafür, daß zu allen anderen Leiden, die den Proletarier in der Winterszeit treffen, auch noch durch ihre besondere Ungeschicklichkeit die Arbeitslosigkeit von Tausenden tritt. Wenn es nicht so traurig wäre, müßte man darüber lachen, welche Telegramme in den Kontoren unserer Montanindustriellen über die ungeheuerliche Wagennoth zusammenlaufen, die seit Eintritt der Kälte in den westlichen Kohlen- und Eisenerzrevieren herrscht. Die gesammte Kundenschaft ist durch den gesteigerten Bedarf in größter Kohlennoth und trotzdem müssen die meisten Zechen auf längere oder kürzere Zeit feiern. Selbst wohlwollende Beurtheiler erklären diese Zustände für skandalös, denn der wirtschaftliche Schaden, der durch die mangelhafte Leistung der Bahnen dem westdeutschen Kohlenbezirk verursacht wird, ist mit einer Million Mark täglich nicht zu hoch beziffert. Tag für Tag kommt es vor, daß die Belegschaft einzelner oder sämtlicher Schachtanlagen der größeren Bergwerksgesellschaften unverrichteter Sache nach Hause gehen muß, weil kein einziger Wagen gestellt war, oder daß, wenn schon eine Schicht einfährt, die andere zu feiern oder vorzeitig wieder auszufahren genöthigt ist. Morgen-, Mittags- und Nachmittagsfahrten theilen sich gleichmäßig in dieses Mißgeschick. Die Stationsvorstände sind nicht einmal immer so zuvorkommend, rechtzeitig mitzutheilen, daß sie über keine leeren Transportmittel verfügen und daß keine Aussicht auf Bestellung auch nur eines Wagens vorhanden ist. Wenn einigen großen Zechen gnädigst zwei Wagen pro Tag bewilligt wurden, während die hundertfache Anzahl von ihnen verlangt und nöthig war, so fällt Das natürlich so gut wie gar nicht ins Gewicht. Der Bericht einer mit sechs Schachtanlagen ausgerüsteten

Zeche ergibt, daß in neun Tagen sechzehn Arbeitsschichten in Folge Fehlens oder nicht rechtzeitigiger Bestellung von Wagen gänzlich ausgefallen sind, während in vierzehn Schichten die Förderung für die Dauer von einer bis zu fünf Stunden ruhen mußte. Der Gesamtausfall der Förderung betrug in diesem doch immerhin kurzen Zeitraum 16200 Tonnen zu 1000 Kilogramm. Die Belegschaften können nicht arbeiten, und da wir in der Arbeiterfreundlichkeit noch nicht so weit vorgeschritten sind, daß die Bergwerksgesellschaften Löhne ohne Gegenleistung zahlen, müssen die Bergleute gerade in der Zeit, in der sie am Meisten darauf angewiesen sind, sich erhebliche Einbußen an ihrem Arbeitsverdienst gefallen lassen. In Zechen mit starken Belegschaften fängt es an, unruhig zu werden; und wenn die Mißstimmung zu ernstern Vorkommnissen führt, so wird man die Bahnverwaltung dafür verantwortlich zu machen haben. Dabei handelt es sich nicht um einen absoluten Materialmangel, denn die Vermehrung der letzten Jahre, seit die Folgen des Wagenmangels so peinlich empfunden und an die Öffentlichkeit gezogen worden waren, ist sehr erheblich gewesen und würde auch dem jetzigen Bedarf noch ungefähr entsprechen. Rein: diese Störungen in der Wagengestellung waren einfach auf den Einfluß von Nebel und Frost und auf die Ungzulänglichkeit der Betriebs-einrichtungen der Eisenbahnen zurückzuführen. Es fehlt eben bei uns nicht so sehr an Wagen; aber die beladenen Wagen stauen sich auf den Strecken und stopfen einzelne Bahnhöfe geradezu völlig. Merkwürdig: es giebt immerhin Gegenden in Europa in denen der Winter sein Recht noch viel stärker geltend macht als in Westdeutschland und doch hört man von dort nichts über bemerkenswerthe Störungen des Eisenbahnbetriebes. Aber das müssen wohl Gegenden sein, die mit Recht für weniger civilisirt gelten und daher auch noch keine Bureaucratie haben, die dem Einzelnen das Nachdenken und die Verantwortlichkeit abnimmt. Denn Das ist der Krebsknoten, der auch bei diesen Vorgängen in Rheinland-Westfalen in betrüblichster Weise hervorgetreten ist: Alles wird von oben herab und für alle Fälle dekretirt, nichts bleibt dem vernünftigen Ermessen im besonderen Fall überlassen und jede persönliche Initiative wird erstickt. Das rächt sich natürlich am Schwersten, wenn lokale und individuelle Verhältnisse plöblich besondere Rücksichten erheischen. Unsere Bahnverwaltungen sind von dem ungeheuer angeschwollenen Verkehr der Hauptarbeitsplätze des Reiches in einer Weise bedrängt, daß sie kaum noch die erforderliche Uebersicht und Herrschaft über ihre Einrichtungen haben, und die unteren Verwaltungsbeamten werden methodisch entwöhnt, Dispositionen, die sich nicht für jeden möglichen Fall vorschreiben lassen und daher dem eigenen Kopfe entspringen müssen, zu treffen. Dazu kommt, daß die größten Bahnhöfe, von denen die höchsten Leistungen verlangt werden, veraltet sind und daß Umbauten nur langsam vorgenommen werden. Ein Zug versperrt dem anderen den Ausweg, ein verständiges Rangiren läßt sich nur noch mit besonderen Kunstgriffen durchführen, — und so bleiben ganze Reihen vollbeladener Wagen mitunter Tage lang auf den Bahnhöfen stehen, während ihre schnelligste Entleerung nöthig wäre. Ein Händler in Köln harzt mit Schmerzen auf das Eintreffen der Kohlenladung; endlich entdeckt er seinen Eisenbahnwagen auf dem Bahnhof, aber es dauert noch mehrere Tage, bis er die heißersehnte Ladung in Empfang nehmen kann, da sie eben so wenig zugänglich ist, wie wenn etwa bei einem Grubenunglück der Förderungsschacht verschüttet worden wäre. Im Güterbahnhof Wercou

(Köln-Hauptbahnhof) stauten sich wiederholt beladene Wagen so sehr, daß alles Rangiren stockte und nichts übrig blieb, als sie nach dem Bahnhof Köln-Süd weiterzuleiten. Eben so schlimm steht es im Kölner Güterbahnhof um das abrollende Material. Man läßt sich eine den heutigen Ansprüchen genügende Bahnhofsanlage gewiß nicht plötzlich aus dem Boden stampfen; darin liegt eine gewisse Erklärung, aber noch keineswegs etwa eine Entschuldigung. Denn vor lauter Verzopftheit und ernsthaft betriebene Quisquilienkrank kommt die Bureaucratie nicht dazu, auch nur nothwendigsten und selbstverständlichsten Vorkehrungen zu treffen, die einer beschleunigten Auslieferung der Kohle an die Empfänger dienen würden; und dann haben in letzter Zeit die Bahnverwaltungen, wie sich immer deutlicher zeigt, eine höchst unangebrachte Sparsucht — vielleicht nicht ohne einen Druck von oben — entwickelt. Wenn bei den Submissionen von Material alles auf die Billigkeit und wenig auf die Güte ankommt, kann es schließlich nicht Wunder nehmen, daß die bedenklichsten Folgen eintreten. Dieser Winter gestattete die Probe auf das Exempel. Von der Qualität des verwendeten Schmieröles hängt viel für die Beweglichkeit der Eisenbahnwagen ab: nun, es ist hier und da so minderwerthig, daß es in den Achselgelenken einfro. Da mußten denn freilich die Räder stillstehen! Es giebt aber auch gutes Öl in Deutschland; und zu allerlei Volkswissenschaft, über die sich Behörden mit Unrecht erhaben dünken, gehört auch, daß wer gut schmiert, Der gut fährt.

Uebrigens ist es nicht die Eisenbahnmisere allein, die dem Kohlenbergbau Verlegenheiten bereitet. Das Ruhrrevier ist im Laufe des Jahres 1899 allmählich bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit gelangt und dauernd nicht im Stande, den an Industrie-, namentlich Koks-kohlen noch immer zunehmenden Bedarf zu decken. Alle Versuche der letzten Monate, Einrichtungen für eine erhöhte Produktion zu schaffen, können daran nichts ändern, denn selbst an den nöthigen Arbeitskräften fehlt es. In allen Gegenden Deutschlands, ja, bis in das Ausland hinein, rühren die Agenten die Werbetrommel zur Veranziehung von Arbeitern und die Besorgnisse der Landwirtschaft äußern sich in lauten Klagen, denen selbst der energiegelteste Antigrarier eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann. Leider sind auch die Kopfleistungen der Arbeiter nach wie vor im Rückgang begriffen. Die Arbeiterbevölkerung ist übrigens trotz den günstigen allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen — und zwar abgesehen von den durch die Eisenbahnungeschicklichkeiten verursachten Störungen — auch durch andere Ursachen, vornehmlich durch Mangel an Material, genöthigt gewesen, sich die Einlegung zahlreicher Feierschichten gefallen zu lassen. Die Geschäftsberichte der Eisen- und Stahlwerke werden da einiges recht Erbauliche mitzutheilen haben. Noch kurz vor der Jahreswende mußten mehrere Hochoföfen gedämpft werden, weil ihnen der nöthige Koks zum Betriebe fehlte. Das ist auch für die Unternehmer keine Kleinigkeit, denn jedes Anblasen eines Ofens kostet mehrere tausend Mark.

Schlimm ist es, wenn in Folge der herrschenden Ueberhaftung auf unseren maschinellen Arbeitsgebieten technische Fehler bei Rekonstruktionen begangen werden. Die Aktionäre des wittener Stahlröhrenwerkes werden ein Lied davon singen können. Lange Zeit hielten sie es für ausgemacht, in diesem besonders arbeitsamen und für die Eisenindustrie im Allgemeinen so befriedigenden Jahre zehn Prozent Dividende einstreichen zu können, und dem Vorstand schien es

opportum, auf wiederholte Anfragen regelmäßig im selben Sinne zu antworten. Es wird aber keine Dividende vertheilt werden und ein Drittel des Aktientkapitales ist sogar verloren. Das ist stark; und geradezu unverantwortlich ist, wie den Uneingeweihten mitgespielt wurde: die Wenigen, denen der ungünstige Abschluß der Gesellschaft vor der Generalversammlung bekannt war, hatten sich schriftlich verpflichtet müssen, ihre Aktien nicht zu veräußern, und so konnten die Aukturen, wenn ihnen auch sonst das Lächerliche nicht besonders nah lag, doch immerhin dem Publikum gegenüber jene dem Hamlet so verhasste Kunst üben. Allerdings scheint die Verwaltung den ganzen Umfang der débâcle selbst nicht einmal geahnt zu haben. Der Vorsitzende des Aufsichtsrathes kaufte noch kurz vor dem öffentlichen Bekanntwerden des Zusammenbruches für etwa hundertunddreißigtausend Mark Aktien in der Erwartung, einen Kursgewinn damit zu erzielen, und lehnte das Abnahmegebot einer Bankfirma für einen größeren Posten Stücke kurzweg ab. Auch erklärten alle Verwaltungsmitglieder, im gutem Glauben gewesen zu sein. Guter Glaube setzt aber doch auch die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes voraus; bloßes Nichtwissen genügt nicht. Nachdem offen eingestanden worden ist, daß die unpraktische technische Einrichtung des Werkes Schuld an seinem Niedergang ist, bleibt, wenn der Bankrott vermieden werden soll, nichts übrig, als Vorzugsaktien auszugeben und die alten Aktien zusammenzulegen. Wer mit dieser Operation nicht einverstanden ist, wird genöthigt, sich drei Viertel seiner Rechte kürzen zu lassen. Natürlich wird dem Vorzugsaktien eine hohe Dividende versprochen. Vorläufig besteht jedoch noch keine Aussicht darauf, sie wirklich zu erhalten. Wird sie nicht herausgewirthschaftet, so fällt sie eben zu Lasten des nächsten, des abernächsten Jahres u. s. w. Das ist ein sehr bequemer Modus, der der Verwaltung nicht wehthut und jeden Regreß oder Schadenserzagsanspruch ausschließt. Wenn die Aktionäre sich die Mühe machen, nachzurechnen, so werden sie sich übrigens sagen können, daß von den neuen siebenhundertfünfzigtausend Mark, die im Höchsthalle für die Sanirung disponibel werden, dem Werk selbst nur hundertsiebenundachtzigtausend Mark zu Gute kommen können, da nach der letzten Bilanz allein fünfhundertdreißigtausend Mark Bankiersschulden vorhanden sind, die abgestoßen werden müssen, bevor von einer Reorganisation gesprochen werden kann. Die Verwaltung hofft allerdings, mit dem neuen Geld sich auch einen neuen Bankierkredit zu verschaffen; aber mit Schulden hat noch Niemand sein Vermögen verbessert. Das Vertrauen in die Aufsichtsrathsmitglieder, die schließlich darüber doch entscheiden, ohne erst die Aktionäre zu fragen, dürfte nach Alledem wohl auch einen argen Stoß erlitten haben. Freilich weiß man selten, was die geheimsten Herzensfalten der Mitglieder eines Aufsichtsrathes eigentlich bergen. Daher wirken gelegentlich kleine Indiskretionen sehr erschreckend. So erfuhr man neulich, die Verwaltung der Bensberg-Grabbacher Bergwerks- und Hütten-Aktien-Gesellschaft Bergelius habe die energischen Bemühungen eines starken Aktionärs, in die Verwaltung zu gelangen, entschieden abgewiesen: die alten Mitglieder wollten lieber auf ihre Stellungen verzichten als sich einen Kollegen, mit dem sie nicht sympathisiren, aufdrängen lassen. Wie würde es wohl in berliner Aktiengesellschaften aussehen, wenn da ein ähnliches Solidaritätsgefühl vorhanden wäre? Die alte Geschichte: in den rheinischen Bergwerksbezirken waltet Friede und Eintracht, so oft es gilt, einen unbequemen Einbringling, zumal wenn er von Berlin kommt, fernzuhalten.

Epikurus.



## Die Mafia.

Am Jahre 1893 wird auf der Bahnstrecke Termini-Matavilla in Sizilien der Direktor der Bank von Sizilien und frühere Sindaco von Palermo, Baron Notarbartolo, in einem Coupé erster Klasse ermordet. Der That verdächtig erscheinen einige dem Zugpersonal Angehörige und ein gewisser Giuseppe Fontana, der einen Handel mit Südfrüchten treibt und das Haupt der niederen Mafia ist. Zu wiederholten Malen wird der Mordprozeß eingeleitet und eben so oft werden die Angeklagten wegen ungenügender Uebersührung wieder freigelassen. Fontana weist nach, daß er sich am Tage der That in Tunis aufhielt. So kam der Prozeß niemals vorwärts, bis ihn endlich das zweite Ministerium Pelloux von Neuem aufnahm und vor das mailänder Tribunal verwies, um die Zeugen den ständigen Beeinflussungen der Mafia zu entziehen. Damit sprach die Regierung den ernststen Willen aus, der Sache mit allen ihr zu Gebote stehenden Nachmitteln auf den Grund zu kommen. Der Erfolg war denn auch überraschend. Der Sohn des Ermordeten bezeichnete den Deputirten Palizzolo als Anstifter; und mehrere Polizeizeugen, die diese Bezichtigung unterstützen, weisen nach, daß unter dem Direktorat des Herzogs della Verduca grobe Veruntreuungen des Verwaltungsrathes vorgefallen sind, gegen die Notarbartolo als Vorgänger della Verducas sich vergeblich gewehrt hatte; daß Palizzolo, der als Haupt der „alta mafia“ und als durch und durch unredlich galt, keinen gefährlicheren Gegner hatte als eben den unglücklichen Notarbartolo und daß Palizzolo mit Fontana in engem Verkehr stand. Kurz: es wurde ein so gravirendes Belastungsmaterial gegen den Deputirten gesammelt, daß die Kammer endlich seine Verhaftung genehmigte. Alles Das geschah aber anfangs doch so zögernd, daß man auf den Gedanken kommen mußte, auch diesmal sei wieder der Justiz von „jener mächtigen geheimnißvollen Hand“ ein Hinderniß bereitet worden. Erst nachdem dieses aus dem Wege geräumt war, griff sie mit ungewohnter Energie zu; und die beiden noch in Freiheit befindlichen, am Meisten belasteten Mafiosen Onorevole Raffaele Palizzolo und Fontana wurden hinter Schloß und Riegel gebracht.

Der Prozeß ergibt, daß ganze Protokolle aus den Akten verschwunden sind, die die wichtigsten Beweisstücke enthielten; daß Dokumente, die mit der Vorgeschichte der Gerichtsverhandlungen zusammenhingen, aus den Kabinetten der Ministerien gestohlen wurden und daß Staatsanwälte, Polizeibeamte, Statthalter und Minister ohne Unterschleß vor der Mafia zitterten. Der Kriegsminister Virri, der zur Zeit eines der früheren Prozesse als „Vizekönig“ selbst in die Geschichte der Insel verflochten war, mußte erklären, das Versehen sei damals plötzlich auf höheren Befehl eingestellt worden. Zu jener Zeit war Rubini Ministerpräsident, Marquese Costa Justizminister; um diese Zeit war es wohl auch, wo Palizzolo das Komthurkreuz des italienischen Kronenordens erhielt.

Der Prozeß hätte bei Alledem vor ähnlichen Sensationaffären in Italien oder in Frankreich nicht viel voraus, wenn es sich nur um betrügerische Bankbeamte, gebungene Mörder, Meineidige und um eine feige Polizei, hintergangene Staats-

anwältte und schuldbewußte Justizminister handelte. Er gewinnt aber ein weit über die Grenzen des Landes hinausgreifendes Interesse, weil er mit einem Schlag soziale Zustände entschleierte, die — wohl einzig in ihrer Art — als eine Erbschaft des traurigsten Mittelalters in die Gegenwart Italiens hineinragen und bisher von keiner der wechselnden Regierungen bekämpft, sondern von den meisten sogar zur Befestigung ihrer Herrschaft ausgenützt worden sind. Es handelt sich um die sizilianische Mafia, die seit Jahrhunderten mit unerminderter Kraft neben dem „governo“ regirt und, wie der Prozeß beweist, noch heute ihren Einfluß bis in die höchsten Kreise erstreckt.

Oberflächlichen Beurtheilern gilt sie als ein Wahlapparat, der von der Regierung geschaffen worden sei, um die unruhigen Bewohner der Insel in der Hand zu haben. Doch Das ist ganz irrig. Sie hängt innig mit dem Volkscharakter und der Geschichte Siziliens zusammen. Unter dem unheilvollen Druck unaufhörlicher Kriege, Raubzüge und sonstiger Wirren, die die Insel zum Sammelplatz von Hunnern, Griechen, Römern, Arabern, Normannen, Franzosen und Spaniern machten, ist der sizilische Charakter verwildert und weist disparate, zum Theil auch ganz anachronistische Züge auf. Daher die Unstetigkeit, der Unfriede, das Berschwärzewesen, die Ekstase im Siegestrausch der Nacht und die träge Langmuth im Ertragen von Leiden, — Gegensätze, die an das vom ewigen Schnee umhüllte Aetnafeuer erinnern. Im Messerzweikampf wird Einer verwundet: da erblickt er den Wundarmen, preßt das Wams gegen die Wunde und umarmt seinen Todfeind, um ihn vor der Behörde zu retten; dann sinkt er entseelt zu Boden. Das ist *cavalleria rusticana*, „Bauernehre“!

Der Landmann ist in Folge der Ausbreitung der Latifundien zum Fellaß oder Deloten herabgesunken, unwissend, verschlagen, roh, ohne Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage; der Arbeiter in den Schwefelgruben, das elendeste menschliche Lastthier, das die moderne Civilisation kennt; die Küstenbevölkerung, zwar lebhaft und intelligent, aber auch sie unwissend, genußsüchtig und wollüstig: so ist das Volk in Sizilien geartet. Den großen politischen Ereignissen, die Italien umwälzten, stand es innerlich ganz fremd gegenüber; es begriff auch die Freiheit nicht, die ihm das Jahr 1860 brachte. Noch heute folgt es blindlings seinen Feudalherren oder aber Mafiaojensführern, die, wie Palizzolo, eine starke Gefolgschaft haben. Dem Feudalismus entstammen die „omertà“ und der „manutongolismo“ der Mafia. Jene regelt das Wort, diese die That. Die omertà — etymologisch aus einer Vereinigung von homo und virtus zu erklären — bedeutet die Mannestugend und ist dem Sizilianer das höchste Ideal. Sie verlangt unbedingtes Schweigen, im Nothfalle auch falsches Zeugniß in allen Angelegenheiten der Mafia. In einem bekannten Gerichtsfall in Vittorio wurden die Zeugen durch folgende an die Mauern geschriebene Worte gewarnt:

Chi tace, sarà pagato;

Chi parla, ammazzato.

(Wer schweigt, wird belohnt werden, wer spricht, ist des Todes.) In dem majländer Prozeß berichtete ein Polizeieinspektor, daß sich einer der hauptsächlich beschuldigten Eisenbahnbesitzer offen auf die omertà berufen habe. Sechs Zeugen wurden nach einander wegen Meineides verhaftet. Es giebt eine aktive Mafia, die die Verbrechen ausführt, und eine passive, die sie mit Geld unterstützt. Mancher

Grundbesitzer erkaufte sich auf diese Weise eine Sicherheit, die ihm keine Behörde bieten kann. Als Fontana bereits fünfmal wegen Mordes angeklagt, aber immer wieder wegen „Mangels an Beweisen“ freigelassen worden war und zum sechsten Male unter Anklage gestellt wurde, suchte ihm noch ein Abgeordneter — nicht Palizzolo — bei den Behörden einen Waffenschein zu erwirken. Einer der reichsten Grundbesitzer der Insel, der Fürst Mirto, gewährte demselben Fontana Unterkunft auf seinem Schlosse und berief sich den Behörden gegenüber auf sein altes feudales Asylrecht, das diese wenigstens so weit respektirten — man ersieht daraus die fürchtbare Macht der Mafia —, daß sie ihm eine Bedenkfrist von vierundzwanzig Stunden einräumten. Dann erschien Fürst Mirto mit dem capomafia Fontana auf der Quästur von Palermo, allwo er seinen Schützling — dessen Schützling im Grunde er war — ganz inständig der Milde der Behörden empfahl. Diese Art von Intimität zwischen Männern so verschiedener Gesellschaftsstellung hat, abgesehen von der Gefahr, die damit verbunden ist, sich der Mafia zu widersetzen, auch noch einen volkspshologischen Grund: der Sizilianer bewundert die That, sei sie gut oder böse, selbst heimtückisch oder grausam, er bewundert den Märtyrer, den Banditen, den Ausgestoßenen. Der Geist der Feudalzeit tritt selbst im Familienleben noch hervor. Im Innern der Insel redet die Frau den Gatten mit „voi“ an, der Sohn den Vater mit „occollenza“, der Bauer den Städter mit „don“. Zur Muthat gehört Muth, daher verherrlicht das Volklied die Muthat; die anderen Verbrechen gelten als gemein. Dankbarkeit und Blutrache sind die höchsten Pflichten; Blutrache vererbt der Sterbende auf den Ueberlebenden. Unter solchen Menschen ist es für einen gewandten capomafia nicht schwer, zu hervorragender Macht zu gelangen; und im Besiz dieser Macht ist er ein Faktor, mit dem die Regierung rechnen muß. Die Mafiosen gingen bisher stets mit der Regierung, denn auf diese Weise füllten sich ihre Führer die Taschen. De Felice hat festgestellt, daß Palizzolo von dem Statthalter Cobronchi zehntausend Lire zu Wahlzwecken erhielt und daß bei den letzten Wahlen mehrere Mafiosenführer aus dem Zwangsdomicil entlassen wurden, nur, um in Gegenden, wo die Mafia weniger mächtig ist, für sie zu wirken. Jeder erhielt zweihundert Lire; und das Erste, was sie damit anfangen, war, daß sie sich Waffen kauften. So oder ähnlich haben — behauptet De Felice — bisher alle Machthaber in Sizilien gehandelt. Auch Crispi bediente sich der Mafia zu politischen Zwecken; er hat es selbst eingestanden.

Daher läuft die Regierung in dem Kampfe, den sie jetzt in Mailand unternommen hat, eigentlich Sturm gegen ihre eigene Vergangenheit. De Felice hat in der Kammer interessantes Material dafür beigebracht, daß Mafiosen sogar in der Polizei zu finden sind. Der Bank von Catania wurden sechshunderttausend Lire entwendet. Der Depositenräuber war stadtbekannt, blieb aber unbehelligt. Entrüstet begaben sich der Sindaco und ein früherer Deputirter zum Generalstaatsanwalt. „Ich kenne den Schuldigen,“ antwortete Dieser, „aber was soll ich thun, wenn ihn die Polizei vor uns schützt? Ja, könnte ich ihn ohne förmlichen Haftbefehl festnehmen lassen! Wird aber mein Vorhaben bekannt, so läßt ihn die Polizei entweichen.“ In demselben Catania geschah vor einiger Zeit ein merkwürdiger Mord. Ein Mann ging in einen Waffenladen, kaufte eine Pistole, tötete einen Menschen und stellte sich selbst den Carabinieri. „Warum habt Ihr ihn getödtet?“ „Der Getödtete war Anführer einer Verbrecherbande, die ihren Gewinn mit dem Polizei-

inspektor theilte. Ich sollte gezwungen werden, der Bande beizutreten, wehrte mich aber. Da zeigte man mich an und ich erhielt eine Verwarnung: darum habe ich meinen Feind erschossen. Wenn man sich von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugen will, so veranlasse man eine Durchsuhung im Hause des Polizeinspektors!" Es geschah und man fand Briefschaften, die die Schuld des Inspektors außer Zweifel stellten. Wie gelangen solche Elemente in die Polizei? Auch auf diese Frage giebt der Fall Palizzolo die Antwort.

Palizzolo stammt aus einer armen, aber nicht ganz einflußlosen Familie. Er war schlau, oratorisch begabt, von imposanter Erscheinung, wußte sich in der Mafia beliebt zu machen, wurde Gemeindevorsteher, Verwaltungsrath der Bank von Sizilien, Kammerdeputirter und Commendatore. Im Parlament war er fast nie zu sehen, dagegen war er ein ständiger Gast in den Vorzimmern der Minister. Die Bittgesuche seiner zahlreichen Klienten zu befriedigen, hielt er für seine höchste Pflicht; denn davon, daß er die Wünsche seiner Wähler erfüllte, hing ja allein sein Mandat ab. Antichambrierte er bei den Ministern, so antichambrierten seine Wähler bei ihm. Der Eine wünschte sich ein Knechtchen bei der Bahn, der Andere bei der Post; Jener, der fünfundzwanzig Jahre Galerenstrafe verbüßt hat, hielt sich für besonders geeignet, Polizeinspektor zu werden; verabschiedete Offiziere wünschten, wieder eingestellt zu werden; Väter möchten ihre Söhne aus dem Zuchthaus befreit sehen, — kurz: Jeder hat ein anderes Anliegen und Palizzolo lächelt . . . und gewährt Alles, Alles, denn er hat mächtige Freunde, die ihm gefällig sind. Ist da die Treue seiner Mafiosen nicht verständlich? Wer aber sind die Beschützer und Stützer eines solchen Mannes? Darüber soll der Prozeß in Mailand Klarheit schaffen. Ob Das gelingen wird, läßt sich freilich noch nicht entscheiden.

Siegt der öffentliche Ankläger, so wäre der Mafia zum ersten Male die größere Macht der Geseze und des Staates fühlbar gemacht und Das wäre viel, aber noch nicht Alles. Der verkümmerten und entarteten Volksseele Siziliens gilt Jeder, den die Behörde verfolgt, als ein Märtyrer: Palizzolo und Fontana sind schon heute von dieser Gloriole umgeben. Deshalb ist draconische Strenge allein nicht genügend. Es genügt nicht, zu strafen, wo die Schuld der Einzelnen zur größeren Hälfte die Schuld des ganzen Milieus des Landes ist. Dieses muß verändert, die Latifundienwirtschaft beseitigt und der alte Feudalgeist gebannt werden. Die sechshundfünfzig Prozent Analphabeten in der Bevölkerung sind an der Civilisation zu theilhaben, aus elenden Sklaven sind Freie zu machen, die an ein edleres Menschenthum glauben. Dazu wäre eine gründliche Regeneration des Beamtenthumes nöthig und nur eine langjährige, gerechte und weise Diktatur könnte dieses Werk vollbringen. Jrgend welche Aussichten auf eine solche Diktatur sind aber nicht vorhanden. Deshalb wird die Mafia, die ihre höchste Macht zur Zeit der Begründung des italienischen Einheitsstaates aufwies, auch erst mit diesem Staat zu Grunde gehen, — wenn sie sich nicht am Ende gar stärker erweisen sollte als das moderne Italien.

Rom.

Rudolf Mäller.